

1925

An den Herrn Schriftleiter Nichifor Crainic!

Eine neue rumänische Zeitung, „Cuvântul“, ^{m. Bukarest,} hat zweimal von der Existenz des „Klingsor“ Notiz genommen. Zum erstenmal, als sie unsere Zeitschrift besprach, zum zweitenmal, als Sie, Herr Crainic, ¹⁾ einige Zeilen über den Aufsatz Reisners „Die nationalen Fehler der Siebenbürger Sachsen“ (Novemberheft 1924) veröffentlichten.

Ich erwidere die freundlichen Grüße, die uns geboten wurden, und freue mich, daß unser kulturelles Wollen von so unerwarteter Seite Anerkennung gefunden hat. Doch darf ich wohl den Anlaß benützen und den freundlichen Rezensenten jene Fehler zeigen, die ihnen bei der Beurteilung unseres Strebens unterlaufen sind. Beide Besprechungen betonen, daß sich sowohl „Klingsor“ als auch das sächsische Volk, dessen

und der übrigen Deutschen des Landes Diener wir sind, in einer mittelalterlichen Isolierung gefalle. Dieser Vorwurf entbehrt einer äußerlichen Berechtigung nicht, so weit ~~unser Volk~~ in Frage kommt, und einer tatsächlichen noch weniger, wenn des „Klingsor's“ Einstellung zur rumänischen Innenpolitik gemeint wird; aber er ist durchaus ungerechtfertigt, wenn er auf unser Verhalten zur rumänischen Kultur zielt. Es wird daher gut sein, die Ursachen jener Abschließung klarzulegen und gerade Ihnen klarzulegen, der so mutig im Dienste der Wahrhaftigkeit steht. ²⁾

4. die Sachsen Ten

Als sich die deutsche Minderheit Rumänien angeschlossen, war die Triebfeder ihres Handelns die Hoffnung, nicht auf gütliche Behandlung durch den Staat, denn diese wäre ein entehrendes Geschenk, sondern auf eine Behandlung, die die Menschenrechte berücksichtigt. Haß gegen Rumänien oder gegen die Rumänen war niemals vorhanden, selbst damals nicht, als im Jahre 1919 das System der Militär-Herrschaft die einzige Regierung war. Ich erinnere mich, schon in meiner Gymnasialzeit mit vielen rumänischen Schülern freundschaftlich verkehrt zu haben. Haß ist auch heute nicht vorhanden, aber Mißtrauen.

Ich will die politischen Ungerechtigkeiten, die uns angetan werden, nicht einzeln anführen; es genügt, wenn ich Ihnen mitteile, daß es gerade die Besten unter uns immer wieder mündert, wie selten ein geistiger Führer der Rumänen gegen dieses System der Demütigungen auftritt, da es ja nicht nur uns trifft und nicht nur in der Minderheitenpolitik sich ausdrückt, sondern jedermann berührt. Sind Sie je sicher, Herr Crainic, wenn Sie Ihr Haus verlassen, daß Sie nicht einem Sergeanten mißfallen und erst nach Tagen verprügelt heimkehren? So wie jener Bauer, der eine Kanzlei verließ und sah, wie der Feldwebel sich mit seinem Fahrrad davonmachte; er lief dem Soldaten nach, verlangte sein Eigentum zurück und wurde blutig geschlagen. — Sie sind ein Rumäne, vielleicht schützt sie ihr Name; fiel es Ihnen aber nicht auf, daß im November ~~bei~~ Staatssekretär Tartarescu seine Polizeipräsidenten anwies, Prügelstrafen zu vermeiden? Diese Verfügung sagt genug; ich nenne Ihnen Tatsachen — nur lächerliche Alltäglichkeiten, — die auch Sie empören werden. Ich will die Passafäre nicht erwähnen; Ich warte noch immer auf das große «J'accuse!» der Geistigen dieses Landes, gegen solchen Menschenhass. Ich warte, daß jener romanische Mut, der Bala gegen ein Unrecht empörte, die Männer überkommt, die ein Recht haben, Führer zu sein.

H 4924

Führer
Politik

T Gândirea,

2) Ihre Polemik mit Erwin Reisner, die sich an jenen Aufsatz schloß, gab mir zu erkennen, daß Sie, frei von Engherzigkeit, unser Freund sind wie wir der Ihre sind.

geboren 1889, mein Freund,
1. Nichifor Crainic, ein der bedeutendsten rumänischen Dichter, Philosophen mit literarischen Beiträgen. Ein Unruhezüchter, wurde nach 1945 von den Kommunisten viele Jahre lang in Gefängnissen gehalten, schließlich entlassen und journalistisch tätig. Er starb am 22. August 1972.

der alle rumänischen Regierungen ohne Unterschied bisher erfüllt hat, ist ein anderer als der des Bauern. Und ich warte auf die Geistigen Rumäniens, die dies auszusprechen wagen, so wie es jener rumänische Bauer aussprach, der mir sagte: "Herr, wir haben die Freiheit bekommen, aber die Gerechtigkeit ist weg." Dieser Bauer war ein Hirt, ein Namenloser, der auf dem Butschetsch lebt, seitdem er geboren ~~ist~~ wurde; frei war er immer mit seinen Herden, aber das eine Mal, als er ins Tal stieg, hat er etwas gesehen, was sich mit der Größe der Berge nicht verträgt.

Das rumänische Volk schafft jetzt seinen Staat; es ist unfertig; es macht die Fehler, die ein jedes Volk anfangs macht, es betont das Äußerliche - verfolgen Sie die lächerlichen Verordnungen der Gleichmacherei, der überstürzten Neuerungen, der Unduldsamkeit, der Phrasen, der Angst; blicken Sie nach Bessarabien. -

Hoffen wir, daß der Staat von seinem Bauer lernt, und hoffen wir, daß die Geistigen Rumäniens gegen den Ungeist das Wort finden, das Rettung gibt! Dann werden wir nicht nur gute Staatsbürger, sondern auch Freunde sein!

↑
Kronstadt, am 1. Dezember 1924

↗
Heinrich Zillich

Ref 1/1925, Seite 7 - 10

ikgs

↗
Beltz

35

fely

Kritiker und Schauspieler des Deutschen Schauspiels in Rumänien 1925

~~Von Heinrich Gittis~~

Wenn jetzt unternommen wird, nach der beendigten Kronstädter Spielzeit des Deutschen Theaters in Rumänien die Leistungen der Truppe zu besprechen, so kann nur eine Betrachtungsweise verpflichtend sein, die sich von den Eindrücken der Aufführungen bestimmen läßt. Die materiellen Schwierigkeiten, die unserem Theater erwachsen, und die es dem Schauspieler immer wieder erschweren, mit der nötigen seelischen Bereitschaft zum Spiel zu finden, verkenne ich keineswegs, aber ich darf sie höchstens als Erklärung der Fehler gelten lassen, nicht als Entschuldigung. Jene Schwächlichkeit, die für uns in Siebenbürgen geringere Maßstäbe fordert, als sie im sonstigen Europa an künstlerische Ereignisse gelegt werden, verringert die Kraft zu großen Leistungen. Das Geschlecht unserer Fünfzigjährigen, eine Generation, die in technischer Arbeit vollständig aufgeht, eine Generation, die den rechenhaften Geist der deutschen Gründerjahre in den Knochen hat, versteht unter Kunst eine Art Unterhaltung, etwas, was schön ist in der gewöhnlichsten Wortbedeutung. Sie hat keinen einzigen Künstler hervorgebracht, der erwähnt zu werden verdient, und wenn er es verdient, so hat sie ihn verleugnet; aber sie hat ihren drei bis vier Schreibern den Weg zum Erfolg geebnet, indem sie ihnen künstlerische Bedeutung für das Inland und künstlerische Wertlosigkeit für die übrige Welt zugemessen hat. So ist die Forderung auf milde siebenbürgische Maßstäbe wie ein Schufels allen Stümpfern aufgerichtet worden und beeinflusst ununterbrochen Kritik und Leistung auch der Bühne. Es mag — dies sei zugegeben — für die Tageskritiker eine nationale Verpflichtung sein, über Fehler möglichst sanft zu urteilen, so lange das Theater von der Gnade des Publikums sein Bestehen empfängt, denn es hat sich gezeigt, daß unser Publikum außerordentlich abhängig ist und durch eine einzige ablehnende Bemerkung bewogen wird, das Theater nicht zu besuchen. „Künstler“ (nicht die Berufsschauspieler und unsere wenigen wirklichen Künstler, sondern unsere „Dichter“, „Virtuosen“ usw.) und Publikum sind nicht gewohnt, einen Tadel zu hören, ohne den kleinsten Einwand schon für eine Ablehnung zu nehmen. Der Kleinstadtbürger verträgt keine Kritik; er übertreibt sie immer, wenn sie ungünstig ist, und schwächt sie ab, wenn sie lobt. Daraus ergibt sich für den Kritiker der Tagesblätter die unangenehme Zwangslage, im Falle des Theaters, das ja Geld braucht, Besucher zu werben und gleichzeitig doch auch die Wahrheit zu sagen. Da es notwendiger ist, daß überhaupt ein Theater bei uns besteht, ist mir die zurückhaltende Sprache der Kritiker verständlich.

Wenn ich mir auch sage, daß die Rezensenten an diesem Zustand selber schuld sind. Ihnen liegt es ob, die Truppe und das Publikum zu erziehen; sie haben es nicht getan.

Für mich erschwert sich damit die Beurteilung des Theaters, weil ich sie ohne Beurteilung unserer Kritiker nicht leisten kann. Eine Zeitschrift darf sich, so lange sie geistige Ziele verfolgt, von den äußeren Hemmungen, die eine Leistung beeinträchtigen, nicht selbst beeinflussen lassen; sie würde dadurch zur Lüge an sich selbst. Sie muß aber den Hemmungen nachspüren. Und da finde ich, wenn nun der Blick vom Publikum auf das Theater gerichtet werden soll, wieder die Kritiker als schuldig. Man wende nicht ein, die notgedrungene Mildeutung ihrer Urteile, deren Gründe ich selbst genannt und verständlich gefunden habe, sei auch Ursache dessen, daß sie, die Erhalter unseres urteilslosen Publikums auch ihrer zweiten Aufgabe, der Erziehung der Schauspieler, im allgemeinen nicht entsprechen. Der Kritiker hat nicht bloß die Pflicht, das Werk der Truppe zu beurteilen, also die Aufführung, sondern er muß auch die besseren Wege weisen, wenn er einen Fehler feststellt. Er soll positiver Kritiker sein, nicht Berichterstatter; positiver Kritiker heißt wieder nicht, an mitgebrachten Anschauungen, die meistens ein dramaturgischer Zeitsaden vermittelt hat, eine Aufführung messen, nein, heißt fähig sein zur Hingabe, Wachs sein für den Stempel des Stückes. An der Kraft der Aufführung liege es, ob der Stempel das Wachs prägen kann oder nicht.

Es ist des Kritikers Aufgabe auszusagen, wie weit im Ganzen und Einzelnen Drama, Spieler und Aufführung zur Einheit wurden. Es gibt viele solcher Einheiten; der Kritiker muß sie empfinden können, wenn sie angeklungen werden, er muß fühlen, was erstrebt, und daraus erkennen, was erreicht wurde.

Und nun sehe man sich unsere Kritiken an: Da steht einleitend, auch wenn das Stück jedermann bekannt ist, fast immer ein langer Schmus über Dichter und Dichtwerk mit Jahreszahlen und literaturgeschichtlichen Fünfkreuzerweisheiten, auf die in zehn Zeilen die Kritik der Aufführung — also die Hauptsache — folgt. Eine Einführung ist notwendig bei unbekannten Stücken, sie mag auch bekannten vorangestellt werden, aber nicht in der Art, wie sie bei uns üblich ist, als von der Aufführung losgelöste literaturgeschichtliche Notiz, sondern nur in Bezugsetzung zur einmaligen besonderen Verkörperung der Dichtung in der zu beurteilenden Aufführung. Ganz übel wird es aber, wenn die vollendete Unwissenheit Dichter und Stück notzüchtet. Da wird zum Beispiel folgendes geschrieben:

„Georg Kaiser gibt als Vertreter des Impressionismus grelle Schlaglichter, die eine sterbende und neue Welt beleuchten“.

Recht
schon
eig.

ikgs

Das Deutsch, das den Expressionisten Kaiser zum Impressionisten gemacht, wirft Schlaglichter auf das Wissen des Kritikers, dessen Besprechung der Aufführung sich in folgenden Zeilen erschöpft:

„Die Aufführung war in allen Szenen, im Spiel, im Fluß der Handlung durch große Textsicherheit und durch die feine Wiedergabe der Charaktere sehr gelungen, so daß den Schauspielern insgesamt Lob gezollt werden muß“.

Ich glaube nicht, daß die Schauspieler, denen da ein Generallob gezollt wird, mit diesem Zoll etwas anfangen können; sie werden zwar versichert, daß sie den Text beherrscht haben, aber das wußten sie ja ohnehin; und die „feine Wiedergabe“ wird ihnen kein Lichtlein auf die Charaktere werfen, denen sie zwei Stunden lang gedient haben. Auch die „Oberlehrer“ unter den Kritikern werden ihnen nichts darüber sagen, denn sie verteilen bloß Zensuren:

„Kassenerfolg gleich Spielerfolg gut, Bühnenbild sehr nett, Stimmung oben und unten behaglich“.

„Sehr gut“ der strenge Capulet des Herrn Biegel, der temperamentvolle Mercutio des Herrn der feurige . . . des Herrn . . . , der muntere . . . , der würdige . . . , der marlige . . .“

Eine brave Klasse: alles mit „sehr gut“ bestanden! „Das schuf dem Kenner erlesenen Genuß“.

Doch dies sind Kritiken, die noch ein geradezu apollinisches Verständnis verraten. Erst die folgende stellt das Normalfließende dar:

„Alle Mitwirkenden gaben sich, und zumeist mit entsprechendem Erfolg, Mühe, ihr Bestes zu leisten“.

Aus solchen Besprechungen geht hervor, wie unangenehm es den Kritikern ist, etwas sagen zu müssen, was sich nur auf ihr Urteil gründen kann; ihre Sprache wird dürftig und schleppend, hat grammatikalische Fehler an vielen Stellen; und die Einführung war doch ganz flott geschrieben, die man schon irgendwo gelesen hatte. Ja, die Sprache enthüllt jeden Schwindel, auch die Urteilslosigkeit, und bietet sich erst willig dar, wenn der Kritiker nach den peinlichen zehn Zeilen ins freie Wasser seiner Berichterstattung schwimmen kann, den Beifall beschreibt, die Zuspätgekommen tadelt oder zum Beispiel das folgende sagt:

„ . . . und schließlich sei dem Konditor empfohlen, Erfrischungen umtragen, anbieten zu lassen, er käme sicherlich auf seine Kosten, dem Publikum würde das willkommen sein und mancherlei Störungen bei Aktbeginn vorgebeugt werden“. (Weil nämlich alle den Mund voll Konfekt haben und deshalb ruhig sitzen).

Solche Kritiken werden über Menschen geschrieben, die mit der

gangen Inbrunst einer seelischen Hingabe arbeiten, die wochenlang an einer Rolle lernen, die vielleicht einen inneren Widerstand gegen die Rolle überwinden müssen, die leiden, die erschöpft und zerbrochen werden.

Bringt einer dieser Freiplatznehmer, wenn er seine Urteile in die Welt hinausstrigelt, den hundertsten Teil der Arbeit und Anspannung auf, die ein Schauspieler in zehn Minuten auf der Bühne leistet!

Es gibt einige Theaterkritiker, in Kronstadt und Mediasch, auf die diese Vorwürfe nicht zielen; ihr Gefühl wird sie freisprechen; aber selbst gute Kritiker lieferten manchmal Rezensionen, die, aus Verlegenheit oder sonstigen Unluststimmungen, vielleicht persönlichster Art, geboren, in keinem entsprechenden Verhältnis zur Schwere der übernommenen Verantwortung standen.

Es war daher für Truppe und Schauspieler nur selten möglich zu erfahren, ob ihr Spiel gut oder fehlerfrei ist. Sie erhielten ein nichts-sagendes Lob oder einen Tadel, der ihnen keinen besseren Weg wies.

Die Hilfe des Kritikers kann nicht genug hoch angeschlagen werden. Hier war das Theater fast immer auf das Eigenurteil angewiesen, dessen Einseitigkeit ihm wohl selbst klar ist.

Worum ging es nun bei diesem Theater? Ich habe vor einem Jahre (Klingor I. Jahrg., 2. Heft) gesagt, daß bei uns jedes Spiel der Gesamtauführung dienen müsse, weil es uns stets an ganz großen Schauspielern mangeln wird, die fähig sind, einem Stück allein Atem einzuflößen. Überdies ist das Starmwesen ein Unfug, eine Erniedrigung des Theaters zur Szenerie für einen einzigen Darsteller, der Menschen als Requisiten benützt. Theater ist Gesamtspiel, Ausschnitt aus dem Leben, der einzelne Künstler Diener des Ganzen.

Ich war, als ich Lenz, den Direktor des neuen Schauspiels, begrüßte, überzeugt, daß ihm gleiche Ideen wie mir vorschweben, jene, die wir beide als Angehörige der Generation, die in Krieg und Revolution zu einem neuen Bewußtsein gefunden hat, besitzen mußten, wenn wir überhaupt Weggefühl besaßen.

Lenz und seinem Theater ist gelungen, was dem vorjährigen Theater versagt war: Aufführungen, die als Ganzes wirkten. Gelingen, ohne daß damit eine endgültige Erfüllung erreicht worden wäre. Die Einstellung war richtig, und das bedeutet einen großen Fortschritt. Diesmal schrieben selbst die ödesten Kritiker manchmal über Regieführung, die guten fast stets, weil alle empfanden, daß hier etwas Neues lebte.

Die Schauspieler waren keine Wiener, sondern Reichsdeutsche, die, jung genug, um die Strömungen der Gegenwart zu empfinden, wohl fühlen, in welcher Richtung das Schauspiel seine Blüte finden kann, in der Richtung des Ensembles, der Gemeinschaft.

Es war damit der Spielleiter von vornherein in eine Lage gebracht, die für siebenbürgische Verhältnisse einzigartig und neu ist. Die Wiener Truppen, die wir bisher hatten, besaßen manchen Spieler, der begabter war als die jetzigen Bühnengehörigen, aber sie hatten eine Auffassung von ihrem Beruf, den man bürgerlich nennen könnte; jeder spielte, so gut er es vermochte, und der Regisseur war der Mann, der die Stichworte unterstrich und die Mimen auf die Bühne stieß. So schaukelte das Stück hin, und das Publikum, das mit einigen in der ersten Aufführung zu Lieblingen erklärten Darstellern durch Dick und Dünning, bemerkte nicht, daß trotz diesen, ja auch durch diese eine unwahrscheinliche Welt aus der Taufe gehoben wurde.

Die Mitglieder der jetzigen Truppe haben eine edlere Auffassung. Es gab da einige Aufführungen, die reiflos geschlossen waren — „Kolportage“, „Raub der Sabinerinnen“, „Der Widerspenstigen Zähmung“, „Helden“, „Der Aderrmann und der Tod“ — und bei fast allen war, auch wenn eine solche Erfüllung nicht erreicht wurde, zu empfinden, was Grundgedanke und Ziel in sich faßten. Der Spielleiter Wilhelm Nagel hatte „Der Widerspenstigen Zähmung“ mit einer shakespeareischen Lustigkeit spielen lassen, Situation und Ausstattung so zweckentsprechend zu wirklichem derbem Leben gebracht, daß in diesem Ereignis auch gleichzeitig die Ideenwelt der Truppe erkannt werden konnte.

Diese Truppe spielt aus dem Stück; sie ist Interpretin des Dichters. Das erfordert Gehorsam und Uneigennützigkeit jedes Schauspielers zugunsten des Gesamtwillens. Ich habe niemals bemerkt, daß absichtlich dagegen gesündigt worden wäre, aber auch niemals empfunden, daß dies zu einer sklavischen Abhängigkeit vom Wort geführt hätte. Ein undichterisches Werk wie ~~Karl~~^{Karl} „Nebeneinander“ wurde von Max Werner Lenz, der sicherlich eine andere Meinung von diesem Stücke hat als ich, weil er es zur Aufführung bestimmte, intuitiv so auf die Bretter gestellt, wie es einzig möglich war, um dieser Photographie des Lebens Leben zu geben. Er jagte das Spiel, ohne daß dafür im Stück eine Notwendigkeit zu finden wäre, spitzte jede Szene in eine Pointe zusammen, machte ein ~~Nix~~^{Nix} aus dem Theater und verdeutlichte durch dieses Abzeichnen kleiner Ereignisse die gehegte Leere der Gegenwart in höherem Maße, als es Nagel in seiner einseitigen Fassung getan hatte.

Dies ist überhaupt das Bemerkenswerteste an der Spielzeit: Die Anlage der Aufführung war fast immer zu bejahen. Lenz, Nagel und Haenel, der ~~Steinbergs~~^{Steinbergs} „Ostern“, dieses Wahnsinnstück aus der Wirklichkeit durch eine bewußte unforperliche Entzerrung in eine Sphäre hob, es noch Glaubhaftigkeit beizubehalten, (trotzdem war die Aufführung miß-

Lenz

Maße,

glückt), bewiesen, daß der Weg, der da eingeschlagen wurde, uns ein wirkliches Theater schenken kann. Daß er nicht jetzt schon zu vollem Erfolge geführt hat, liegt an den Schauspielern.

Die Truppe besteht aus jungen Mitgliedern; das war ein Vorteil, der manchen Nachteil einschloß. Die fehlende Routine, die bei Fr. Gerber in Körperhaltung und Ausdruck zu bemerken war, das Stottern des Herrn Nuernberger, wenn er textunsicher war, die unbeherrschten Bein- und Armbewegungen Herrn Sievers sind solche Nachteile. Gleichwohl war bei jedem Darsteller ein künstlerisches Können spürbar, am wenigsten allerdings bei Sievers, der durch seinen großen Fleiß hoffentlich auch größere Sicherheit erwirbt. Nuernberger, der in Nebenrollen durch Pathos die fehlende innere Gestalt ersetzen mußte, bot in „Kolportage“ als Graf seine beste Leistung. Diese vornehme müde Schüftigkeit stand ihm besser, nein lebte er wahrer als den König Nicolo, dessen reifem Menschentum er nicht gewachsen ist; nur dort, wo das Milieu äußersten Zwang auf sein Spiel ausübte wie in der Kerkerzene wirkte er echt. Nuernberger ist als jugendlicher Held zu wenig jung; er ist im Inneren skeptisch und frivol, deshalb wirft er sich als Karl Moor ins Außerliche, er spielt mit seinem Körper, nicht aus dem Körper (wie als Graf Stjernenhö) er schleudert sich selbst und wird nicht geschleudert. Seine Sprache wird rollend, pathetisch, und war doch in „Kolportage“ überzeugend.

Nicht die größte Begabung, aber den größten Umfang besitzt Otto Matthies. Vor einem Jahre noch wenig auffallend, spielte er jetzt so verschiedene Rollen wie den Baron in „Kolportage“, den Neumann in „Nebeneinander“, den Spiegelberg, den Findeisen im „Müden Theodor“, den Mercutio, ohne die geringste Erinnerung an eine schon durch ihn dargestellte Figur entstehen zu lassen. Es gelang ihm die vollendete Verrottung und eine beinahe geisterhafte Auffassung des Spiegelbergs zur Gestalt zu machen. Jene leichte Arroganz, die seinen Figuren Kontur gibt, hat unzählige Ausdrucksformen und überdies — sie hält Matthies besessen. Er ist ein Schauspieler, der sicherlich noch viel Bedeutenderes erreichen wird.

Biegel und Lenz, die beiden reifsten Kräfte des Ensembles, sind Gegenpole. Lenz spielt von innen heraus, er holt aus sich selbst eine Rolle hervor, die schon dort war. Biegel kniet sich in die Rolle hinein; vor ihm steht sie, er erobert sie. Lenz hat sie irgendwo im Inneren. Aber das bedeutet kein Urteil, sondern nur soviel, daß für Biegel der Weg bis zur Verkörperung einer Figur weiter ist als für Lenz. Er ist deshalb der eindeutigerer Schar, für den die Rolle eine feststehende

Form annimmt; das ist ein Vorteil, weil ihm die Rolle stets gleich bleibt, und ein Nachteil, weil er ihr nicht wie Peng neue Deutungen geben kann. Die Figuren, die Biegel darstellt, sind absolute Figuren, die mit Biegel nichts zu tun haben; er hat sich in sie verwandelt; er ist, könnte man sagen, der objektivere und sicherlich der wirklichere, aber nicht der echtere Schauspieler, Peng der subjektivere, in dessen Gestalten immer etwas von Peng übrig bleibt, ein Stück Eigenderson, ein Stück von einer Persönlichkeit, deren Wert mir bewußt ist. Er ist in erster Linie Komiker, aber sein „Strieße“ ist ebenso komisch wie tragisch; es war ein Stier, den man töben muß, ein Mensch. Diese Reinsung blieb trotz der höchsten Maßstäben. Und Biegel als Professor Götter, als Person - was auch Peng erreicht, macht Biegels Kunst aus, die Hingabe, das harte Spiel. Beide lassen keine Sekunde lang ihr Spiel fallen, beide sind ständig das, was sie darstellen.

Diesen zwei Künstlern kommen die übrigen nicht nahe. ~~Der~~ dessen Aussprache schon unendlich ist, hat in schwarz-einfachen Rollen, Diener Perloffs in „Geldern“, in „Nebeneinander“ als Kinobesitzer, sehr starke Wirkung vermittelt. Er ist, ohne die innere Freiheit von Peng zu erreichen, doch diesem verwandt, während Nagel und Ruffa an den Außerlichkeiten ihrer Hingabe auch deren Atmosphäre erleben. So atmet Nagel mit einem Aufplätzen der Wangen gewissermaßen die Seele seines „Salomies“ ein. So zeigt sich Ruffa durch eine gewöhnliche Gebärde selbst in die Rolle, ohne leider dabei aus dem Körper zu spielen. Beiden liegen derbe Rollen. Ihnen ähnlich in Haltung, diese ganz aus Geste und Bewegung bestehende Schauspieler. Alle drei sind aber nur bestimmten Aufgaben gewachsen, die ihren Darstellungsmitteln offen stehen.

Hrl. Wollher ist neben Hrl. Tiburtius, die, als komische Alte vollendet, in ruhigen Rollen wie im „Lebenden Leichnam“ versagt, weil ihre Charakterisierungsmittel immer komisch sind, sicherlich die begabteste weibliche Kraft des Ensembles, kann aber nicht endgültig beurteilt werden. Sie spielt alles gut, was sie spielt; aber es fehlt noch die Eigenart, die restlos überzeugt. In ihrem Spiel blüht jene Lebendigkeit, die Hrl. Tiburtius besitzt, nur zeitweilig auf; sie ist temperamentvoll, aber noch ungenügend, trotzdem ihr eine Rolle, die der Gräfin in „Kasportage“ zwingend abging. Frau Rudolphs Wert ist ihre hübsche Gestalt; sie dringt in ihre Rollen bloß äußerlich ein, während Hrl. Gerber, trotz Intelligenz und Kultur, zu unfertig ist, um schon jetzt eine abschließende Beurteilung erwarten zu dürfen. Auch Hrl. Wilde ist noch nicht reif.

Die Schwäche des Ensembles sind die weiblichen Darsteller; außer *Frantlin* Hrl. Tiburtius fehlt es an klar umrissenen Persönlichkeiten. Den Männern mangelt ein wirklicher Liebhaber und jugendlicher Held.

fehlt

22
Trotz dieser Mängel, die innerhalb der Truppe schwer zu beseitigen sind, ist manches erreicht worden: Die Regieführung war gut. Der Schauspieler wurde sinngemäß eingegliedert und geführt, wenigstens in vielen Fällen. Richard Hossfeldt, der Theatermacher, schuf eine Menge guter Ausstattungen, die immer aus dem Wesen des Stückes erdacht worden waren. Er ist, ohne wirkliche Originalität zu haben, der weit- aus beste und klarste Interpret des Spielleiters im Bühnenbild, den wir jemals hatten.

Unsere Verhältnisse gewähren dem Schauspieler wenig innere Ruhe und viel Arbeit. Man nehme hinzu, daß die wirtschaftliche Lage ungünstig ist, die äußere Organisation des Theaters unsicher und noch immer nicht im Sinne einer dezentralisierten Fundierung gelöst, ja daß eine solche Lösung gar nicht versucht wurde — dann erkenne man, wie schwer all dies auf den Geist eines Ensembles wirken muß, dem wirklich nur Jugend und Schaffensfreude Mut gibt. Diesem Ensemble den Mut anzufachen, habe ich Grund; es ist gut genug, um eine ernste Kritik zu ertragen. Was noch zu sagen wäre, ist dies: völlig zufällig, wahrscheinlich nur nach den Engagements wurde der Spielplan zusammengestellt. Er begann mit den Räubern zum Zeichen, das hier Jugend am Werke ist, aber enthielt manches Stück, dessen Wahl ohne tieferen Sinn war. Wir brauchen, weil uns nur beschränkte Spielzeiten zur Verfügung stehen, einen Spielplan, der in sich selbst schon eine Idee ausdrückt, der Stücke umfaßt, die sich gegenseitig steigern. Nirgend ist die Gelegenheit so leicht zu greifen, durch die Reihenfolge verschiedener Aufführungen einem künstlerischen Willen Ausdruck zu verleihen.

Zu sagen ist aber auch dies: Daß endlich unser Theater wirtschaftlich gefestigt werde in einer Art, die den Direktor nicht mit ewigen Sorgen belastet, deren Lösung er allein nicht finden kann. Der Gedanke der Theateraktiengesellschaft ist gut, sofern diese nicht nur Großaktionären, sondern ähnlich wie den bei „Deutschen Volksbühnen“ kleinen Abonnementmitgliedern zugänglich ist und örtlich möglichst selbständige Filialen zur Verwirklichung der Spielzeiten einrichtet, die finanziell am Gewinn beteiligt sein müssen, ebenso wie die Schauspieler, die heute ein viel zu geringes Gehalt beziehen.

Lösen wir diese Frage großzügig, es wird ^{uns} ~~unsern~~ ^{aus} daraus mehr an Kraft erwachsen als aus dem Geschwäh über unsere Kulturleistungen.

ikgs

Kap. 1/1925, Seite 25-32

Rehm

1925

Aufsatz:
 Nachwort zu: Erwin Reisners Jugendbewegung > gespart
 < Vom Wesen der Kriegsgeneration > fern

Ich als überzeugter Anhänger der Jugendbewegung, aber nicht jener, die gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnet wird und nicht als Bejaher jener Jugendäußerungen, die Erwin Reisner behandelt, erkenne, daß sein Aufsatz einen geistigen Gegensatz zwischen ihm und mir aufdeckt.

Ich gestehe, daß der Versuch, den ich jetzt unternehme und der aussagen soll, daß die Jugendbewegung ein positiver aufbauender Geist beseelt, nicht in der klaren Beweissprache seines Aufsatzes abgefaßt wird, weil ich an den Wert der Bewegung glaube. Ja, ich empfinde, daß ich gar nicht gegen Reisners Ausführungen schreiben, sondern sie ergänzen werde. Sein Aufsatz bezieht sich auf die Jugendäußerungen der Bewegung, die ich gleich ihm ablehne, meiner sucht deren positive Seite darzustellen. Was abseits dieser Verschiedenheit des Themas als tatsächlicher Gegensatz bestehen bleibt, möge ein Satz aus einem Briefe Reisners feststellen: "Sie versprechen sich von der geistigen, sittlichen und religiösen Erneuerung auch eine Gesundung des empirischen-diesseitigen Lebens, ich dagegen kann alles Religiöse, Ethische und überhaupt Geistige nur im Hinblick auf ein transzendentes Leben deuten."

Ich bestätige diese Feststellung, indem ich hinzusetze, daß mir das Eingreifen in das sichtbare Leben deshalb notwendig erscheint, weil ich als auf Erden Lebender für das Diesseits mitverantwortlich bin und weil sich in ihm das Jenseitige in gleicher Weise auszudrücken vermag wie in mir selbst, wenn ich es als Teil des Ganzen empfinde.

Aus dieser Überzeugung ergibt sich auch meine aktivere Einstellung zum Thema, die ich mit meiner Generation gemeinsam habe. Meiner Generation läßt das Erleben der Gegenwart keine Zeit zu deren Analyse, sondern nur Zeit zu deren Bekämpfung, an welcher Tatsache auch schon die Parteinahme für jene Bewegung gegeben ist. Es sind andere Menschen als Reisner, von vornherein aktivere. Ihm ist das Lebendige

So wie Gerhart Hauptmann die Vollendung und Überwindung des Seel-Anlaß, es zu erfassen und der Wahrheit gemäß darzustellen, ihnen ist das Lebendige Anlaß, es zu jener Gestalt zu wandeln, die es lebendiger macht.

Die Überzeugung, daß die Zeit nichts ~~andere~~ bietet als das Gesicht ihrer Verlogenheit, zwingt sie zu entlarven, aber darüber hinaus ein wahrhaftes Leben zu formen. Hier gleich zu Beginn, sei es eingestanden: wir sind Suchende; uns schwebt ein Ziel vor, dessen Gestalt wir nur zehnerahungsgemäß erfassen, das wir aber nicht klar aussagen können, weil es kein gegenständliches Ziel ist und mit der realen Welt nur soviel zu tun hat wie das Meer mit seiner Oberfläche, die nur ahnen läßt, welche Tiefe sie verdeckt. Wir sind aber noch Bewegung und werden es lange sein.

Dieses Eingeständnis, daß wir bloß Suchende sind - Taucher - enthüllt unsere schwächste und stärkste Stelle, aber sie enthüllt nicht die Merkmale einer Jugend, sondern die unserer Generation.

Reisner hat keinen Beweis für seine Feststellung geführt, daß die Jugendbewegung eine Bewegung bloß der jederzeit gleichen Geistes der dieser Weg der Kunst ist zu bejahen: er schlägt eine Richtung ein, halberwachsenen Jugend sei, die hauptsächlich von Mittel- und Hochschülern getragen in der Generation der Kriegsteilnehmer keinen Widerhall finden. Das öffentliche Leben lag wohl abseits dieser Entwicklung, die finde. Nein, diese Bewegung empfing ihren Impuls gerade von den Kriegsteilnehmern, jenen Männern, denen die Sinnlosigkeit der Gegenwart in dazu, und doch blieb das Gesamtbild erfreulicher, da auch die Philo- die nackte Haut gebrannt worden ist, die wirklich einmal vor dem Nichts gestanden und erkannt haben, daß das "Spiel gegen Gott" verloren wurde. Solches Erkennen gibt stärkste Aktivität, obschon nicht eine so laute, wie sie von den Schulbänken widerhallt. Dieser Generation ist das Ge- schrei der Jugendbündler bis in die Seele zuwider, weil da anstelle eines absoluten Nichts stehen; dieses Gefühl der Umkehr wird immer nur in geistigen Zieles, das niemals ausgesagt werden kann, eine äußerliche Reformbewegung trat, die sich wie jede äußerliche Bewegung sofort erfaßbare aber auch sofort erreichbare Aufgaben stellt.

Was aber ist das Streben jener Kriegsteilnehmer?

der fahen nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/1871, etwa 1875-1880

So wie Gerhart Hauptmann die Vollendung und Überwindung des Geistes jenes ungeistigsten Abschnittes der deutschen Geschichte darstellt, der „Gründerjahre“, ^x jener Jahre, die das materielle Denken als Ersatz des Empfindens in der Kunst, in der Industrie und im Volksleben aufpflanzte, so ist die heutige Generation der jungen Männer Trägerin und Überwinderin des besseren Geistes, der in den 90er Jahren auf die 80er folgte. Die vollendete Öde der 80er Jahre, die heute noch in den Mietskasernen der Großstädte ihr Bilanzgesicht hebt, weicht schon zehn Jahre später einem freundlicheren Antlitz, das bis zur Gegenwart in der Kunst - und wo wäre Kunst nicht Ausdruck der Zeit - geistiger wird. Über die Umwege einer rein ästhetischen Lebenserfassung, die schon eigennützigen Motiven, an Not und Erwägung in der Kunst besser war als die der 80er Jahre und die durch Oskar Wilde Eingang und Belebung fand; über die ~~xxxxxxxxxxxx~~ tendenzbeherrschte des Naturalismus, der Objektivierung der materiellen Weltanschauung, gerade diese durch Anklage beiseite/schob, mündete die Kunst in jene Bahnen, für die Knut Hamsun schon ^{ein} zeitlos gültiger Ausdruck ist und die schließlich in den Expressionismus hinein und aus ihm hinausführten. Dieser Weg der Kunst ist zu bejahen; er schlägt eine Richtung ein, die dem Wesen jeder Kunst entgegenlenkt, dem Menschlichen und Göttlichen. Das öffentliche Leben lag wohl abseits dieser Entwicklung, die ungeheuerere Schematisierung des Daseins stand in fühlbarem Gegensatz dazu, und doch blieb das Gesamtbild erfreulicher, da auch die Philosophie größere Wege einschlug. Mit der Sehnsucht nach dem Religiösen wuchs auch das religiöse Gefühl. Die Masse hinkte nach, wie sie es stets tut; sie bestimmte das Äußerliche der Zeit, sie ist aber nicht ihr Gehalt. Niemals wird die ganze Menschheit vor dem Gefühl des absoluten Nichts stehen; dieses Gefühl der Umkehr wird immer nur in Einzelnen zur Herrschaft gelangen und, wenn es restlos ist, zur Aktivität führen, weil das Gefühl des Nichts immer nur möglich ist bei gleichzeitiger Entdeckung eines anderen Seins, an dem und zu dem sich jenes Gefühl entwickelt, oder besser: umwirft. Und die von diesem neuen

ikgs

Frage
sein

x die Jahre nach dem deutsch-französischen Krieg 1870/1871, etwa 1875-1890

samen Arbeit, die weniger Beschäftigten, Hochschüler und Lehrjungen, Seinsgefühl und Seinssuchen Erfüllten beginnen inmitten einer ihnen entgegengesetzten Welt zu wirken. Sie wachsen an sich und am Gegensatz. So brach dem auch im Kriege der Gegensatz zwischen Masse und wenigen Geistigen breiter auf. Ein Krieg wie der letzte^(der 1. Weltkrieg), dem die Geistigen der ganzen Welt nur über den Umweg intellektueller Überlegung beipflichteten, mußte an sich selbst unfruchtbar bleiben. Nichts beweist dies schlagender als die deutsche Revolution⁽¹⁹¹⁸⁾; beweist aber auch, daß die Masse noch ein Aufnahmsboden für geistige Ideen zu sein vermag. Es mag alles zugegeben werden, was an kleinlichen und eigennützigen Motiven, an Not und Ermüdung in diesem Ausbruch zutage trat; das eine innerliche Moment^{aber}, das allerdings bald verschwemmt wurde, blieb als bedeutsamstes Gefühl jener Tage: das Gefühl einer ungeheueren Erlösung, die über jedes Überlegen weg, den Mut zur Selbstanklage fand. Dieses Ereignis, niemals recht gewürdigt, war groß; da sagte ein Volk, ^{das unsere,} dessen Gewissen nicht rein, aber auch nicht schwärzer war als das der anderen europäischen Völker, daß es schuldig sei; an diese Schuld wurde geglaubt, in weitestem Maße. Das Volk tat es und war da zum erstenmal mit seinen geistigen Führern eines Gefühls. Nur ein kräftiges Volk, dessen Seele im innersten unzerstört ist, konnte sich zu einer Schuld bekennen, die, wie sich später herausstellte, äußerlich geringer war als die des Gegners. Diese Selbstanklage war Kraft; ein menschliches tiefes Gefühl hatte für kurze Zeit Millionen vereinigt, ein Gefühl, tiefer und geistiger als die Kriegsbegeisterung, weil es ein Schuldgefühl war.

Und wenn nicht in diesem Erlebnis, so in ~~dem~~ größeren des Krieges empfingen jene Männer, die heute der Jugendbewegung innere Triebkraft geben, ihre Beauftragung. Ereignisse haben sie geschaffen, nicht zu überlegenden, sondern zu widerstrebenden Erlebem der Zeit. Daß nachher die äußere Not alle jene wegriß zur täglichen und schweig-

samen Arbeit, die weniger Beschäftigten, Hochschüler und Lehrjungen, zu schwatzen begannen, beweist nichts gegen diese Generation, die an allen Enden Europas zu wirken begonnen hat. Hier äußert sich keine Jugend als Jugend, sondern eine Generation, die das Gleiche erlebt hat. Was der Faschismus in Rom, der Kommunismus in Berlin, die Völkischen in München, die vielen zerstreuten Sektierer erkennen lassen, ist keineswegs die neuerwachte Seele selbst, sondern nur einer ihrer verkrüppelten Leiber. Die Masse ergreift, was ihrem Fassungsvermögen entspricht, und so bog sie den religiösen Drang, der das Bewegungsmotiv der Generation ist, um in ein Streben, das klein und beeinflusst vom rationalistischen Denken der jüngsten Vergangenheit rechenhafte Ziele aufstellt. Wie klein ~~diese Ziele~~ sind, beweist ihre Verschiedenheit. Aus der allgemeinen Unzufriedenheit mit der Gegenwart, dem einmütigen Drang zur Aktivität fand die Menge der allzuwenig Gefühlskräftigen die lächerlichsten Ziele, für die sie sich apostelhaft gebärdet. Was von ^{ihnen} ~~diesen~~ und meistens auch von anderen als Jugendbewegung bezeichnet wird, sind die Jugendbündler, die Wandervogel-, die Enthaltensamkeits-, die Fremdwörter-, die verschiedenen völkischen und sonstigen politischen Bewegungen. All ~~diesen Bestrebungen~~ schweben äußerliche Ziele vor, mit deren Erreichung ihnen die Welt erlöst zu sein scheint. Solche Verquickung von Zweckmäßigkeit und Religiosität äußert sich zum Beispiel in der Enthaltensamkeitsbewegung; wenn da die Tatsache, daß viele Leute durch berauschende Getränke geschädigt werden, zum Anlaß genommen wird, in der Abschaffung dieser Getränke den Anbruch einer neuen Zeit zu sehen, so wird verständlich, wie sehr diese äußerlichen Vertreter der Generation dieser selbst in die Zügel fallen. Das zu innerst geistige Streben der Generation wird ^{da} ~~in diesem Falle~~ nicht nur erniedrigt, sondern auch zu einer phrasenhaften Verlogenheit geführt. Unter dem Vorwand der Hilfsbereitschaft ist hier eine Gruppe am Werk, deren Führer - da hat Reisner recht - sich tatsächlich aus den Kreisen älterer Zahlenfanatiker der Jugend an die Spitze gestellt haben, eine Gruppe, die ja auch früher schon bestand

damals hatten die Völkischen die Jugendbewegung als einen Versuch angesehen, die Jugend zu erziehen, aber sie scheiterte, weil sie zu wenig auf die Bedürfnisse der Jugend eingieng.

und dem Leibe diene, aber heute - und das ist das Neue, Jugendbeweg-
so lauten Bewegung, der "Volksbewegung", der mit der Pistole zum Volk
lerische an ihr - ausposaunt, eine gute Verdauung sei das Geheimnis
bekehrt und mit der Erledigung der Juden ein besserer Deutscher
der Neugeburt. Diese Magenanalytiker, die der Jugend im Magen liegen,
im medizinischen Sinne der Krebs unserer Zeit, kämpfen mit einer be-
strickenden Formel. Der Alkoholgegner stellt fest: So und soviel
Millionen werden jährlich dem Weingeist geopfert, daraus ergeben sich
Krankheit, Not, Verbrechen; folglich: wenn nicht getrunken wird, gibt
es diese ~~Summe von~~ Krankheit, ^{Not} und Verbrechen nicht und ~~überdies~~
bleiben ~~so und soviel~~ Millionen/mehr für "produktive" Zwecke verfüg-
bar. Damit sind die Welträtsel gelöst, denn daß diese Millionen "pro-
duktiven" Zwecken gewidmet werden, ist natürlich ausgemacht. Wendet
man aber ein, daß der Wein doch im geistigsten Sinne produktiv ist -
was all seine Schäden in Kauf nehmen läßt -, da er nicht nur großen
Kunstwerken Pate gestanden, sondern auch in die ärmste Hütte für kurze
Zeit Freude gebracht hat, so antworten diese Rechenkünstler, die immer
an Trunkenbolde denken - mit deren Heilung ihr Zweck erfüllt wäre -,
daß das Erwachen aus dieser Freude ^{sei} "schwarz", ~~sei~~, was schon unwahr
ist, oder daß der Wein eine "falsche Geselligkeit" schaffe. Stattdessen
~~dieser~~ empfehlen sie ihre Freuden, die im Wald und Feld im bewußten
Abschauen der Natur durch ein Limonadeglas ein Pharisäertum züchten,
das für die Amerikanisierung der Welt ebenso große Dienste leistet,
wie dies ^{ab} Amerika, dessen rationalistisches Volk ihnen aufgesessen
ist und damit den größten Beweis seiner Ungeistigkeit gegeben hat.
Kein Volk mit Kultur hätte diese Operation, die Rechenkünstler und
Weiber ausführten, an seiner Männlichkeit vollziehen lassen, weil
sich der Rausch im Manne geistig umsetzt, produktiv wird und jeder
Mann solche Belebung braucht durch Wein, Frauen oder andere Rausch-
mittel; wo aber die Produktivität statistisch gemessen wird, hat
das Leben einen ~~Ryt~~ Rhythmus angenommen, der sich nach einem Konto-
buch berechnen läßt.

Fischer
Petr

damals hatten die USA die Proskription, das Verbot jeglichen Alkoholkonsums eingeführt, was
zu katastrophalen Zuständen führte und die Moralität des Verbots schlechthin erschütterte; das Gesetz wurde

Wahrheit.

Und an diesem Kontobuch sitzen auch jene anderen Führer der heute so lauten Bewegung, der "Völkische", der mit der Pistole zum Volkstum bekehrt und mit der Erledigung der Juden ein besserer Deutscher oder Rumäne ist; der Fremdworthetzer, der auf Engels Schwingen den Flug der deutschen Sprache nach der Zahl der verwendeten Lehnwörter bewertet; der Kommunist, dem Gott ein Greuel ist in einer Welt, die an Fabriken und Theorien genesen soll.

Wie lächerlich klein ist all das! Wie sind diese Menschen, die dem Leben einen Zügel ihres Geistes anlegen wollen, unfähig zu ahnen, daß Gnade ihrem Leben erst Leben gibt, daß sich das Göttliche, das sie suchen - und sie suchen es unbewußt - nicht aus der Futterkrippe ihrer kleinen Zweckmäßigkeiten hervorzupfen läßt, daß es im Leben beschlossen ist und nicht in den Dingen, in der Bedeutung und nicht im Stoff.

Und dennoch treibt ~~diese Menschen~~ ^{sie} mehr als Kleinlichkeit zum Götzendienst. Die Ausschließlichkeit, womit sie ein allgemeines Heil von ihrer Einstellung erwarten, zeugt dafür, daß in ihnen ein einheitlicher Drang lebt zum Besseren. Nur sind sie zu dinggebunden, um hinter den Formen des Lebens nach ^{dessen} Sinn zu suchen. ^{Doch das} ~~Und dies~~ ^{eben} ist die wahre Aufgabe der Generation, die Aufgabe, die ihre wirklich bewegenden Elemente spüren: zu suchen; - es ist nicht das Schaffen und Bauen "summend von Arbeit und trinkend am Honig der Götter". Nein! wir haben keine Götter; uns hat man keine gegeben; unsere Schulen und jüngsten Vorfahren haben uns keine Religion hinterlassen; sie haben uns die kleine Werkarbeit, die sachliche, gelehrt, aber an die Werkstühle geklammert fliegen wir zum Hexensabbath der Zeit, wenn wir uns nicht ins Unbegrenzte fallen lassen. Diese Erkenntnis ist schon ein Fortschritt und nicht in dem Sinne, wie das Wort zum Selbstlob vor jedem neuen Autotyp benützt wird. Ja, wir sind weiter, ^{ein Schritt} ~~und dieses~~ Empfinden schenkt Kraft. Wir können uns keinem einenden Lebensgefühl überantworten, das für alle Menschen fühlbar ist, wie vor 400 Jahren;

unsere Aufgabe ist, überall hinter den Dingen zu spüren, was ihnen Sinn gibt, worauf ihr Sinn weist und dieses suchen, damit wir lebendiger werden.

Überall, in Deutschland, in unzähligen Zeitschriften zum Ausdruck gebracht - ich nenne nur den "Brenner" (^{in Innsbruck} stehen die neuen Kämpfer, die Ahner eines besseren Weltgefühls, ^{Wollarth} in Rußland, dem Erben unseres Kontinents, ~~gewaltig im Werden~~. Wohin lenkt die Kunst, ist in der Lyrik kein Weg gegeben? In dem Streben der heutigen Philosophie? Doch, er ist da! Er ist besser als der jüngs^tbegangene.

Weshalb klingen die Worte ^{solcher} ~~dieser~~ Männer den Alten so unverständlich, wie wenn eine Geheimsprache gesprochen würde; weshalb aber ist für die Generationsmitglieder ^{diese} ~~diese~~ Sprache verständlich im ersten Wort? Hundertfach habe ich erlebt, daß ein Satz auf Zustimmung traf bei Schicksalsgenossen, der keine feste Ansicht wiedergab, ~~aber~~ das Gefühl ^{aber} durchklingen ließ. Wie konnte ^{das} ~~dies~~ sein, da doch die Älteren und gar die Jüngeren (die insgesamt kältere Rechner und seltenere Träumer sind, als es die Kriegsteilnehmer im realsten Leben wurden) ~~solche~~ Gefühle, die immer nur umschrieben werden können, als Phrasen abtun? Deshalb, weil ein Neues schon da ist!

Was tuts, daß wir es bloß ahnen, daß all dies noch wenig ist angesichts der fühllosen Masse. Männer, nicht die Massen, schaffen die Welt. Und so bejahe ich die Zeit, indem ich die Gegenwart bekämpfe!

Hier, nachdem ich das Thema verschoben und Erwin Reisners Aufsatz auf eine bestimmte Äußerungsweise der Jugendbewegung bezogen und die Generationsbestrebung, so gut ich konnte, enthüllt habe, glaube ich recht zu empfinden, wenn ich ~~Herrn~~ Reisner, der für sich eine Erfüllung gefunden hat, indem er ein philosophisches System aufstellte, als Mitverbundenen sehe. Nicht als ob er uns wesensgleich wäre - sein Erkennen paart sich mit Resignation bezüglich des Em-

pirischen, unseres fließt aus dem Vertrauen - aber er ist unserem Streben gleichgerichtet, weil er wie wir das Wahrhafte zu erfassen sucht. Das Gefühl, das unsere Erkenntnisse färbt, ist verschieden; die Verpflichtung die gleiche; und selbst wenn er die Zuversicht, die uns erfüllt, niemals teilt, ja ^{sie}vielleicht für Selbsttäuschung ansieht, seine Urteile werden uns ein Spiegel sein; er wird uns begleiten als Beobachter und als Warner, dessen Aussage über die Gegenwart uns Aufschluß gibt, auch wenn er unserem Wollen kein Hemmschuh sein darf oder er uns keine Zukunft zubilligen kann.

Heft 2/1925, Seite 65-71

Über die Sprache und ihre Verhärter

Wehrherren der Pflēgnis. Es ist an der Zeit, auf einen Unfug ^{hin} zu-
^{denken}weisen, der in den siebenbürgischen Kreisen der Wein- und Geist-
gegner vernunftvolle Aufnahme findet. Das Vorrecht, die deutsche
Sprache äußerlichen Gesetzen zu unterstellen, zum Beispiel diesem,
daß es undeutsch und sprachlich stets unschön sei, Fremdwörter zu
gebrauchen, nehmen sich immer nur solche Menschen heraus, die von
vornherein

unfähig sind einzusehen, daß ~~die~~ Sprache Form ist, die sich selber schafft, daß wir
nach ihrem Mund zu pfeifen haben, nicht aber ihr die Maulkörbe unserer Gefühl-
losigkeit umhängen dürfen. Was sie selbst an fremdem Gut aufnimmt, ist ein Lehen,
das ihr die Zeit gab, — sie stößt es ab, wenn sie es nicht mehr benötigt. Sie wird
in ihren edlen Teilen, dort wohin diejenigen niemals eindringen, die ihr eine
Uniform anziehen wollen, so lange sich selbst treu bleiben, als sie einen eigenen
Sinn trägt, den nur begnadete Menschen aus ihr heraushören können, denn sie ist in
dieser dichterischen Verwendung Trägerin des Sinns und nicht Mittel einer Mitteilung.
Sie ist wie ein Gefäß, dessen Wände jedermann sichtbar sind, dessen Inhalt aber
den Wenigen. Vor dieser größeren Eigenschaft, vor dieser ihr eigenen Göttlichkeit,
die erst Dichter schafft — denn Dichter ohne sie gibt es nicht — ist es nebensächlich,
was eine hirnverbrannte Schar für Schindluder mit ihr treibt; sie gibt sich nur
den Herzverbrannten hin.

Aber jene Schar der Sprachjuristen, die für jede Erscheinung eine Norm erfinden,
die einem Sezieraal — man sezirt nur Leichen — entspringt, wird weiter ihre
Forderungen aufstellen. Ja, sie wird Goethen verlasten, der sagte, daß Worte
nur die leidenschaftliche Rede oder der Dichter schaffe, also in beiden Fällen Un-
überlegtheit, Gefühlsbefessenheit. Sie aber machen Wörter, und weil es ihnen
gelingt, der Sprache deutsche Wörter aufzudrängen, die dadurch, daß Juristen es
taten, entgöttlicht sind, werden sie vor sich auch bessere Deutsche. Drängen sie
ein Fremdwort, die Sprache ließe es sich gefallen wie eine Mode, die sie ablegt,
wenn diese verschliffen ist. Sie aber nehmen ein Wort, ein gutes deutsches Wort,
das die Sprache sich schuf, das sinnvoll war in sinnvoller Fügung, das gefühl-
erfüllt war aus einer Quelle, die wie alles Naturhafte unserem Verstande unfas-
sbar bleibt, sie nehmen es und streichen sein Inneres aus, indem sie es einer
Neubedeutung überantworten. — Was ist ein Fernsprecher? — Nun doch ein Mensch,
der in die Ferne spricht; oh weit gefehlt, ein Apparat, mit dem man fernspricht.
Es ist ihnen gelungen, das Wort Fernsprecher aus der Sprache zu streichen und
es als eine Dummheit wieder einzuführen. — „Der Fernruf der Kindheit ereilt
mich —“ Wir wissen, wir Sprachentwöhnten, daß du eine Kinderstube mit Telefon
hattest — halt dein Maul!

Doch größer ist die Sprache; sie nimmt selbst Wörter an, die ihr aufgedrängt
wurden, und — oh Wunder — nach hundert Jahren sind sie wieder deutsch;
„Schriftsteller“, ein Wort, das immer nur Schriftsetzer heißen konnte, — die Sprache
schuf es um, nicht jener Narr, der es der Sprache ins Verz fließ, als er ihr das
Wort „Autor“ vom Mantel bürgen wollte. Wer aber mag die Verantwortung
tragen, aus solchem Diebstahl guter deutscher Wörter neue zu schaffen! wo doch die
neuen ewig in sich gebrochen bleiben, selbst jene, die nun einen neuen Sinn haben; —
der alte liegt in ihnen immer noch verborgen, der Saft ihrer Wurzel ist nur
gemischt worden. Wer würde das Wort „Schriftsteller“ in ein Gedicht setzen? Dieses
Wort, dem man die Mühe anmerkt, die es seinen Neutöner gekostet hat.

Ein dichterisches Neuwort? Nun, man schlage jeden Gedichtband eines halbwegs
bedeutenden Mannes auf, man höre ins Volk, wo noch leidenschaftliche Rede zu
finden ist, man erinnere sich der Wörter, die man jährlich neu zu sprechen lernt,
unbekannt von wem — wir wissen sie, nein, sie geben sich uns.

Was aber treibt der medizinische Doktor Siegmund in der Weinstadt Mediasch?
— „Er trinkt Limonade.“ — Profit! und weiter? — „Er kämpft fürs Volk?“ — Ein
löbliches Beginnen. Doch dessen frag ich nicht; was tut er sonst? — „Er pflegt.“ —
Da gibt es wohl der Kranken viel in jener Stadt? — „Das eben nicht.“ — So
sind wohl Trunkene, die er betreut, die Bacchus gar zu häufig lobten? — „Das
tut er auch, doch, Herr, mit Zahlen und Tabellen. Ein anderweit germanisch Lüsten
aber treibt ihn den Wörtern zu; er schreibt Euch Deutsch, wie weiland Meister
Luther hat geschrieben.“ — Postausend! Ei, so laß mich hören. — „Er sagt:
Die Pflēgnis, Herr, wo wir Kultur.“ — Wie das mein Freund? — „Kultur kommt
von Kulturen, wie mans verwendet, wenn man Weinkultur —“ — Gott segne sie!
— „Der Weinkultur ist Pflege wahrlich Wert.“ — Du sprichst verständlich, Freund.
Und deshalb sagt er: Pflēgnis; ich glaubt' bislang, Kultur sei nicht zu pflegen; sie

wüchse auf. - "Da mögt Ihr rechtes Fühlen zeigen, jedoch er übersetzt. Kultur, Gepflegtes, wird ihm Pflegnis; das erste sagt ein schon Geschehenes aus, das andere, Pflegnis, zwar ein halbes Tun, daraus ergibt sich ihm das ganze Handeln: Pflege." - Er übersetzt, doch übersetzt er eben wie einer, der schon lang Latein vergessen. Was treibt er noch? - "Er spricht!" - Des bin ich schon gewiß. - "Doch hört! von Wehrherrs spricht er." - Wie mein Freund? ich bitt dich, leiser; schon längst ist Habsburgs Thron gefallen, darum leis; er spricht vom Kaiser? - "Nein, von Offizieren." - Halt ein und laß michs überlegen. Den Wehrmann kenn ich wohl, ein Mann, der wehrhaft ist: Soldat, Gefreiter, Fähnrich und Obrister. Ein Herr der Wehr? - verzeiht das ist ein Herrscher. - "Ein Offizier, weil der dem Wehrmann Herr!" - Mein Freund, nun seh ichs recht, du gibst mir ein Rezept. ~~Wahrnehmungskraft~~ Und orientieren heißt jetzt morgenländern. - "Wahrscheinlich." - Interesse Zwischensein - "Oh nein, Belange." - Mein Freund, Belange habe ich, doch nicht für ihn Belange. - "Was meint Ihr denn?" - Ich meine nichts, ich höre -

Hef 5/1925, Seite 198-200
Heinrich Zillich

↑
Betr

Die heimlichen Kaiser

Von Heinrich Zillich

Es befällt mich oft ein Gefühl der Bitterkeit, wenn ich sehe, wie in diesem Lande, wo auf der einen Seite die Regierung den Deutschen droht, der Deutsche selbst sich auf der anderen an Dinge verliert, die ihn von der Größe der ihn umgebenden Natur weggleiten.

Seine Väter schufen, was unserer Gegenwart versagt ist; sie liefen keiner Bestrebung nach, die mit der Gebärde des Geldzählens gleichzeitig das Kreuz schlägt; sie sprachen keine Worte aus, die einen

anderen Sinn trugen, als den die Sprache in ihnen geweckt hat. Wenn sie „Gott“ sagten, meinten sie Gott, und sagten sie „Volk“, so dachten sie an dieses. Sie, denen es gelungen ist, einen Staat im Staate zu gründen, auf den der Staat sich stützen mußte, ob er wollte oder nicht, sie konnten hingehen in denselben Zeiten und Wehrtürme aufführen, in deren Form ein Innenleben eingefangen war, das den Zweck des Werkes übergriff, selbst Werk war. Denn was hatte es noch mit einem äußerlichen Zweck zu tun, wenn ein Stundenturm in schönen Farben und edler Gestalt prangte, eine Kirche gebaut wurde, deren Säulen und Kapitäle, Bogen und Altäre Geld verschlangen, das man doch besser in den Dienst des Gewinns stellen konnte! Nichts hatte es damit zu tun! aber wohl mit den Töchtern, die Sehnsucht trugen, es zu schaffen, und es schufen. Diese harten Kerle, deren Haut trocken war vom Wind der Geldzüge wie Pergament, ahnten mehr von Kunst und Sinn als das heutige Geschlecht der Männer, die niemals vor einem religiösen Ja und Nein ~~gestanden haben~~. Im realsten Leben wachsen die Träumer, wenn eben Traum Stärke und Schau ist und nicht die Hysterie unserer heutigen Jungfern bedeutet, die kein Landsknecht zum Weibe machen würde.

Man wende nicht ein, die Masse sei niemals schöpferisch — sie ist es nicht, aber jene verschollene Masse hatte noch Witterung für Größe; sie der unseren an die Seite zu stellen, wer wagt das! — Mag sein, daß unsere, die ineinanderklebt wie Teig, aus dem kein Brot wird, nur der Übergangsstoff zu einem breiteren Kreise freier Menschen ist — was hilft mir diese Hoffnung, wo doch die Masse bleibt. Bleibt und auch jene zerstört, die ihr entflammen und über ihr stehen. Früher hob sie ihre größeren Söhne empor, jetzt verschlingt oder verjagt sie sie. Hatte sie einst Instinkt für Bedeutung, so ist sie heute in Notwehr gegen Größe.

Wer kennt nicht Namen junger begeisterter Männer, die hier zu bauen versuchten und an der Stumpfheit, Begnerschaft und Verleumdung der Landsleute sich den Ekel holten, der sie entmannte! Denn es läßt sich nur ein Leben gegen diese Masse führen oder überhaupt keins. Man hat ein Wort geprägt von den kleinen Verhältnissen, die solche Fälle erklären sollen, man hat aber damit mehr ausgesprochen, als man jemals sich zu sagen trauen würde, nämlich dies: daß Verhältnisse vor den Menschen Wert haben. Diese Verhältnisse, die jedem Dummkopf das Recht geben, einen Kopf zu verlachen und die flache Alltäglichkeit zur Moral zu erhöhen, sind von Greisen, den

Siebenbürgen

Wortführern der Masse, geschaffen. Greife im Alter von 30 bis 80 Jahren.

Ich sagte ein Wort gegen das Volk — ich ziehe es zurück. Das Volk ist unschuldig, es bildet in seinem Schoß noch genug Originale, die aber von jenen Wortführern zu absonderlichen Menschen gemacht werden, weil sie weniger schnell zur Krippe finden.

Nicht unsere Abgeordneten, nicht unsere Kirchenführer meine ich hier, wenn auch manche dieser des Geistes Kinder sind, der jene kleinstädtischen Potentaten beherrscht, die hinter Schürze und Bierglas die öffentliche Meinung und Kleinheit zusammenschiffen. Die Regenten des Durchschnitts, diesen Gärungssatz im Magen des Volks, wenn es rülpsft, diese Art von Empörern und Besänftigern, deren Ruhe unsere erste Bürgerpflicht ist, die meine ich.

- solchen

Sie wären erträglich, so lange sie sich offen ausdrücken, denn ein Wucherer ist ein angenehmerer Gast, wenn er sich seines Wuchers bewußt wird, ja er mag dabei ein Dichter sein, als der Mensch, der die Nachbarschaftsmoral zur Verdammung derjenigen verwendet, die ihm nicht Bescheid tun.

Was unseren Verhältnissen erst den unerträglichen Geruch verleiht, vor dem zu fliehen zur Verpflichtung wird, ist die gottverlassene Heuchelei, die um ihre Bestrebungen ein Messekleid hängt. Die alten Sachsen sagten „Gott“ und meinten Gott, diese sagen „Gott“ und meinen die Kirchensteuer, und wahrlich die gemeinsam getragene Unannehmlichkeit der Kirchensteuer scheint unser einigendes Band zu sein. Diese Rechner, die niemals zu Schuldnern werden, fühlen sich als Gläubiger aller jener, die an ihren Zielen das ablesen, was darin ist: Kleinheit und Niedrigkeit.

Greife haben ein Bedürfnis nach warmen Füßen und kühlem Kopf. Jeder ist ihnen verdächtig, dem es heiß ist in Seele und Blut. Nichts hassen sie mehr, getrennt von Tisch und Bett der Natur, als die Zeugung. Da hörte ich vor kurzem einen Kaufmann reden, was es denn groß sei, Soldat im Kriege gewesen zu sein, schwerer wäre es, ein Geschäft gewinnbringend in solcher Zeit zu führen. Und ein anderer sagte über einen Kriegersoldaten, der sei ein Nichts, habe noch nichts geleistet, sei überhaupt jung. Dabei hatten jene ihre bürgerliche Laufbahn wie Krethi und Plethi erledigt, dieser Soldat nichts getan, als dem Tod mit Anstand ins Auge gesehen — aber das war jenen ein Ding, dessen Schwere ihnen nicht aufzugehen vermag, selbst, wenn sie selber Soldat wären, weil sie auch da zwischen Kugeln bloß an die nächste

Sicherheitszins 297

Prüfung
Pohl

X *Stich die Kirchensteuer der evangelisch-lutherischen Kirche
des Landes, hervorzuheben, deutsche Schulwesen erhalten, das der römische Staat
ständig zu in Schutzbegriffen steht.*

Brotverteilung dächlen. Beim Siegeschrei schlugen sie gleichwohl die Pauke.

Nicht erleben können — das ist der Tod! Denn es befördert jene gefährlichste Heuchelei, die im Amt auch eine Berufung zu sehen glaubt. So haben wir sie denn: Pfarrer, die Philosophen sind; Pfarrer, die Politiker sind; Politiker, die Pfarrer sind; Spiegbürger, die weil sie nach einer Flöte tanzen, die andere blasen, Künstler sind; Guttempler als Kulturträger; Wortklauber als Sprachkritiker; Verstandesmenschen als Sittlichkeitsapostel; Journalisten als Lehrer des Volkes; dies ist ein Durcheinander, worin jeder auf falschem Platze steht und nur eines beherrscht, das öligste Salbadern; und dazu schreit das Volk „Hoch!“, die Städler, weil sie es als einen Geschäftstrick erkennen, die Bauern — nein, die schreien nicht mehr, die grüßen die Gendarmen von weitem, drehen der Kirche den Rücken und bestellen im übrigen ihren Acker. Und die Kirchenmänner reden von einer Schuld des Bauers. *Vermischtes*

Und nun suche man hier einen Ausweg aus dieser Verfilzung, um die sich die Klammern der Vetternschaften legen! Wenn man alt ist, mag ein Achselzucken genügend sein, wenn man jung ist, bleibt der Kampf. Der teile uns, so lange wir noch empfinden, wie groß Menschen sein können und wie tief die Idee des Volkes uns verpflichtet, dessen heimliche Kaiser Männer sind, die jeden Wind, der ihnen entwischt, parfümieren!

Rein → Kap 8/1925, Seite 295-298

Glossen, Spitz, Lob und Stich - 1925

felt

Tanz und Filmethik. Seitdem Hermannstadt seinen Filmrummel hatte, ist es revolutionär gesinnt und führt geistige Kämpfe. Es war nicht verwunderlich, daß der Geist, der es überkam, der Filmgeist war. Der Bürger sehnt sich, etwas vorzustellen, was er nicht ist, und so griff er mit beiden Händen nach der Gelegenheit, einmal wenigstens als klarumrissener Körper vor dem Sonnenlicht zu stehen, das auch der Schein einer Jupiterlampe sein darf. Die Komik dieser tragischen Sehnsucht besteht nicht darin, daß sie ein Schwindler weckte, indem er log, er sei Beauftragter einer deutschen Filmgesellschaft und wolle ein sächsisches Bühnstück "Die Flanderer am Alt" *ad majorem germaniae gloriam* filmen, worauf ihm die Nachfahren dieser Flanderer aus einer "momentanen Geldverlegenheit" mit reichlichen Darlehen halfen, die es ihm gestatteten, aus der aufgewiegelten und begeisterten Stadt spurlos zu verschwinden; nein! die

*Orama
von Michael
Albert, 1883*

Komik liegt darin, daß ein gerissener Menschenkenner wußte, wo er die braven Bürger zu fassen hatte, bei ihrer nationalen Eitelkeit und bei ihrem Verständnis. Das Theater fände keine hundert Statisten, wenn es Tausend brauchte, hier drängten sich Tausende zu einem Film, der ein Bluff war und keinen einzigen Statisten benötigte. Die Masse ließ dem versprochenen Lohn und dem Vergnügen nach, der Welt als Beweis unserer Kunst ausgerechnet die "Flanderer am Alt" vorzuspielen. Dieser Schwindler verdient, in der Geschichte unseres Bürgertums rühmend erwähnt zu werden: Wie nur je ein Lichtbringer die Massen erhellte, hat ~~er~~ sie hingeführt zum Lichtspiel.

Ver

Doch diese Angelegenheit war ein Schmierstück auf dem Theater des Lebens. Das Lachen blieb als Rest. ~~Wer~~ ~~es~~ es noch verhallte, meldeten sich die Folgen. Die Stadt hatte Sinn gefunden an kulturellen Bewegungen und so entstand der Aufstand -- man muß wieder sagen: ausgerechnet -- des Vereins der deutsch-sächsischen Kaufleute, der Presbyter und einiger Theologen gegen die modernen Tänze. Es entdeckten nämlich die Filmbegeisterten plötzlich, daß ein Schminny unsittlich getanzt werden kann, man sagte das fünfzehnjährigen Mädchen, dann fand man, daß er undeutlich wäre, und schließlich erkannte man sich für zu gut, um sich jezuell erregen zu lassen. Die "deutsche" Sittlichkeit erforderte, daß etwas geschah. Und so geschah es, daß Beschlüsse gefaßt wurden, daß sich Parteien bildeten, daß sich die Tageblätter mit Artikeln füllten und gegen die modernen Tänze blähten. Es meldeten sich zynische und idealistische Stimmen, es wurden sogar ernst zu nehmende Männer gereizt, sich hören zu lassen. Und der Eindruck wuchs zur Überzeugung, daß hier über der Lächerlichkeit des Vorganges eine halbe Stadt einen Zeitstanz der Verlogenheit aufführte.

Da wurde ein Ballaal zum Schlachtfeld. Da wurde mit Aufträgen über Geradheit und Ehrlichkeit die "Tagespost" gefüllt, deren Courths-Mahler-Roman täglich als Mittel der Volkserziehung erscheint. Da wurden Vereinsbarde zu Mussolinis und spielten sich als Jugendführer auf, damit der großen deutschen Jugendbewegung der Niem abgeschnürt werde, indem man ihr kleine Ziele setzt: Enthaltensamkeit, Sport, Hakenkreuz. Da wurde von einer Sittlichkeit gesprochen, deren Wesen so lustern ist, daß sie das Harmlose als Schweinerei sieht. Da erschienen Artikel, die dem Menschlichen nicht ins Auge fallen können ohne zu grinsen, die beweisen, daß dem Bürger das Natürliche längst gemein geworden ist. Und so wurden auch die Knaben zur Schnüffelei verewaltigt, durch den Beschluß: Die modernen Tänze sind zu beseitigen, weil:

„1. undeutlich, Ausländer“

„2. unanständig, denn sie stammen aus Neger- und Matrosenfneipen.“

Neger und Matrosen haben eine Unständigkeit, die christlicher ist als die bewußte der Tanzmörder, weil sie nicht davon lebt, daß sie wie eine Fahne vor der Blöße geschwenkt wird.

„3. unsittlich, denn sie veranlassen zu erotischen Bewegungen.“

Zu erotischen Bewegungen. Nicht einmal Deutsch können diese Germanen, denen Erotik unsittlich ist.

„4. sehr unschön, denn von einem rhythmischen Tanz, der schöne Körperbewegungen bedingt, kann keine Rede sein.“

Was ist ein rhythmischer Tanz?

„5. stammen alle diese Tänze von jenen, dem Deutschtum feindsch gesinnten Kreisen, die mit allen Mitteln (Presse, Kino, Theater, Alkohol usw.) daran arbeiten, das Deutschtum seiner geistigen Kraft zu berauben.“

Aha, ein Deutschtum im Ballaal. Involuntäres Gift, das auch jene genießen, die es vertreiben, damit sie der Wirkung unsicherer gehen.

„6. sind ganz und gar unästhetisch, indem sie ein absolut lächerliches Bild der Tanzenden darbieten.“

Dies muß man sich gefallen lassen, von einer Geistesverlassenheit, die im elendesten Deutsch künstlerische Urteile fällt, von Leuten, deren „Kampf gegen das allzu Moderne schon an 2 Jahre zurückreicht“, die niemals ahnen werden, wie „absolut“ schön der

Tanz eines Negers sein kann. Dieses Bild bieten Jünglinge von sich, die "per sofort" eine Stelle suchen, diese Ästheten, die bei einer Operettenaufführung rasen, einen Abstinentenknopf^{tragen} und sich einbilden, dadurch besser zu sein als andere Menschen. Diese Geistigkeit bejahen Presbyter, die von amtswegen ihrer Sittlichkeit gewiß sind und nicht wissen, daß ihr Leben ausgefüllt wird von ihrem Würdebauch, den die Blähungen der Selbstgerechtigkeit schwellen.

Wenn unter den Stimmen nicht einige gewesen wären, die ein klares Denken ausdrücken - mochten sie nun für oder gegen die Tänze sein - und wenn die Jugend dieser Bewegung nicht nur durch die Brutalität einiger Autorität^en verfallen wäre, es hätte die Stunde geschlagen, an diesem Chor der Heuchelei, der vom Pathos der Dummheit noch über-tönt wird, unsere Zukunft zu ermessen.

Das Ziel der Bewegung mag bejaht werden, aber die Art, wie hier der Tanz, dessen "Sittlichkeit" vom Wert der Tänze abhängt, zum Angelpunkt der moralischen und "deutschen" Welt gemacht wurde, war eine Demaskierung, auf die die Scham zu folgen hat!

Kep 1/1928, Seite 38-40
Heinrich Zillich

↗
Petri

ikgs
Folgendes
Bischof anschließen

Widerspruch und Freude. Man lege es mir nicht als Bosheit aus, daß ich wieder der „Tagespost“ gedanke. Dennoch ist mich auch, in einem ersten Aufsatz die Wirkung dieser Zeitung als schädlich zu enthüllen. Ich vermag es nicht, weil mich die kleinen Äußerungen des Systems, das sich in diesem Blatt ausdrückt und das ich bekämpfen werde, bis es verschwindet, so sehr erheitern, daß ich mir sagen muß, es kann doch um den Schaden nicht groß bestellt sein, wenn dies System zu seiner eigenen Entlarvung die Waffen dem Leser in die Hände legt. Aber da ertappe ich mich auf dem Trugschluß, das Publikum für klüger zu halten als die Zeitung. Die große Verbreitung des Blattes vereitelt diese Hoffnung. Den Wunsch aber, daß die „Tagespost“ ihres heiteren Charakters willen gelesen werde, machen wieder Sparsamkeit und Unmoralität der Sachsen aussichtslos. So bleibt mir übrig, in dem Kreise dieser mir beinahe täglich verschiedenen Betrachtung zum Ausgangspunkt zurückzukehren und den Eindruck festzuhalten, daß sich Schriftleitung und Publikum in diesem Blatt ein Stelldichein geben, das beide Teile befriedigt.

(Kleinmann-
schaft)

Es wird viel über unsere Blätter geredet, ich tue es nicht, solange die „Tagespost“ vor mir liegt, weil alle anderen Zeitungen an ihr gemessen vollendet erreichen. Was soll die „Kronstädter Zeitung“, die für das beiführende Blatt zu erklären mich keine lokalpatriotische Angewandtheit hindert, was soll das „Tageblatt“, das von antworten mild, aber den Lesern nicht geneigt ist, in seiner traditionsbesessenen Anständigkeit, was sollen die übrigen harmlosen Schlämmblätter mit der „Tagespost“ zu tun haben, die wie eine Kesselpauke zwischen Klößen steht. So lange sie in ihrer jetzigen Aufmachung lebt, gibt es keine Pressefrage für uns, sondern nur die Tagespostfrage; die Frage, ob wir uns an einen Betrieb verlaufen wollen, der es schon machen wird.

Und der es macht, daß er ernst genommen wird, obwohl seine Kurzschlüsse sichtbar genug sind, um dem Publikum die Augen zu öffnen für die tägliche Erleuchtung, von der es heimgesucht wird.

Es ist eine Zeitung, die ihre Widersprüche so offen trägt, daß aus der Klust, die zwischen Äußerung und Aushörung fließt, der Sinn des Blattes als Kontoumsatz hervorklarkert.

Zwar ist es menschlichen Regungen zugänglich, am leichtesten, wenn es sich um mich handelt. Vor einem Jahre brachte es eine Kritik über mich, die ich mir nur deshalb hinter den Spiegel gesteckt habe, weil sie, von einem bedeutenden Mann geschrieben, für mich erfreulich war. Jetzt aber, wo ich die Suppe, die es kocht, zu versetzen suche, schreibt dasselbe Blatt, das eine so starke Anerkennung meiner Ko-

reissen verbreitet hat, durch ein W. über meine Bedichte das folgende, was geistreich und Kritik zu nennen, den „Reppendorfer Blättern“ vorbehalten blieb:

Die Strömung" von Heinrich Jülich. (... Ohne Preisangabe). Eines der Gedichte ist vom Verfasser „für meine Eltern" geschrieben. Für wen die anderen? Wie haben's nicht ergründen können!

140

Wenn ich mit dem Rechenstift die Visionen nachprüfe, um die „der Weingeist“ die Sachsen schädigt und gläubig auf die Erlösung der Welt durch die „Enthaltamen“ und „Pfeigern“ Treibenden hoffe, wende ich abnungstlos das Blatt und finde auf der Rückseite Wein und Biermerate; aber der Widerspruch erschüttert mich nicht; ich löse ihn, ehe ich ihn bemerkt habe. Doch wie anders wirkt dies Zeichen auf mich ein.

„Odm gleich stehen wir vor Walas Pforte, um nach Walders Weisheit zu fragen. Denn ahnungsvolle Träume verfolgen uns Tag und Nacht und Freia und Freya gleich sorgen wir uns um unseren Balder, unseren Lichtgott.“

Guten wir uns das weitere zu hören

„Denn traumschwer vom Abnien sind wir, wie Odh es war,
trotzdem wir heute Balders Auferstehung feiern sollen, traum-
schwer von dem Bangen des kommenden Unheils. . . Wir stehen
um das Feuer und sehen seinen Glanz aufsteigen und seine
Flamme zum Himmel emporstrahlen. Blau und rot. . . Doch
manche stehen auch dort unten (in der Stadt) still und nehmen
für Augenblicke unsere leuchtende Flamme in sich auf und sagen
laut und wie bittend vor sich hin: Sonnenwende!“

En9 (immix)

Sonnenbrand und Schimmel! Köpfe tobt der Langtrieb, aber nun tragen die reizenden jungen Damen den Gewinn der „unablässigen Länge“ davon. Das reifen schreit schnell, was gestern noch Anstichpunkt der stillosen Weltordnung war fand eben folgende Erlösung:

x Die „Neppendorfs Bleiche“, Kommanantur, waren ein Witzwort nach
Wiener Art, ~~sonst~~ aber ohne Witz. Geist nur Anmut. Jeder Färsen in
Sichtbarungen bezog^{sie} es auf seinen Künsten ^{stüdtig} zu sein während

Einzig
Nebst

Page 10
Relig.
11

624

„Da nach den vielfachen theoretischen Erörterungen in der leidigen Tanzfrage . . . nun auch die praktische Entscheidung kommen muß, werden die Vereine . . . ersucht, in ihren diesbezüglichen Ankündigungen stets bekanntzugeben, was für Tänze auf ihrem Ball getanzt werden . . . kurz: die Jugend will wissen, was ihrer auf dem betreffenden Ball wartet.“

Einer für viele

„Weihnachten, das Fest der Freude, findet die meisten Menschen in diesem Jahr mit fast leeren Taschen vor. Jeder, der seinen Lieben ein Weihnachtsgeschenk bereiten will, denkt schon jetzt darüber nach, wie er auf billige Art eine dauernde Freude schaffen kann.

Die „Tagespost“ bringt des Kärntners Meldung. Sie hat sich ein
schließen, dem täglich wachsenden Kreis ihrer neuen Bezirker ein
Weihnachtsgeheimnis zu bereiten. ... Jedermann, der bis zum
Weihnachtsabend den Betrag von 600 ... Bei der der Ver-
waltung erlegt ... erhält die „Tagespost“ für das ganze ...
Jahr 1925 3 zugesandt und eripart 10 ... 192 ... Bei ... wir
... bereiten Ihnen eine Weihnachtsfreude, die mit dem Dichter-
glanz des Weihnachtsbaumes nicht erlischt sondern noch lange
Zeit die Herzen erleuchtet. ... Der „Bauherr“ soll unter den
Weihnachtsbaum gestellt werden.

Chines
Eingig
Pelin

Sept 2/1925, 1045 23-79

700

Die Antialkoholiker. Ja, wenn das Dasein sich in seinem Sinne erfüllte, sobald wir nach ärztlichen Vorschriften lebten, also „vernünftig“ wären, dann stünde nichts im Wege, den „Enthaltsamen“ zu vertrauen und zu folgen, nichts — sage ich — nichts, außer: daß es Abstinenzler sind, die mich befehlen wollen. Ihnen — selbst wenn sie Gott in der Westentasche hätten, wie sie ihn in der Boge zu haben wähnen: Ihnen könnte ich kein Jünger sein! Denn es gibt keine Gölze auf Erden, die so schnell wie diese am Knopfloch erkannt wird, daß auf hundert Meter verkündet: Hüte dich, da kommt ein kalter Mensch!

Unter ihnen aber muß es Leute geben, die verstehen, daß dem Weine jene Lebendigkeit entströmt, jenes Einklingen und Ausklingen, jenes Erhobenwerden und Aufgetansein, das menschlich wertvoller ist als jede Regel, weil es die äußeren Regeln beseitigt und den inneren Menschen für kurze Zeit frei macht. Viele der „Enthaltsamen“ müßten dies wissen, denn sie wurden (dies ist kein Weinstubenwitz) aus jungen Säufern zu alten Templern. Sie wählten den Abstinenzlerklub zur Versorgungsanstalt, weil sie Säufer waren, ehe sie Gerechte wurden. Und weil sie nun einen Orden tragen und die Verdauung in Ordnung ist, hebt sich ihre Nase und sie wollen diejenigen zu sich erheben, die ihren Wert nicht ins Knopfloch hängen. Und sie haben Recht hinzugehen, wohin sie gehören, weil sie nicht dahin gehören, woher sie kommen. Fürchterlicher aber ist der Bruder ihrer Ideen, der von vornherein zu diesen stand; der hat auf seinen Prinzipien schon den Himmel erklettert; beide aber fühlen, daß ihnen etwas fehlt; sie tüfteln herum und suchen nach tausend Beweisen und richten sich an einer äußerlichen Wahrheit auf, die gänzlich nebensächlich ist, da die innere Wahrheit, die nicht erst bewiesen werden muß, ihr widerspricht; sie schreiben Bücher, worin die Wir-

kung des Weines geschildert wird; zum Teufel, die Wirkung ist ja selbst. Denn ich trinke den Wein nicht aus Büchern, sondern aus Giddern, und die Esoteriker, die ich so erfahre, sind Dinge, von denen diese Zahlenländer keine Ahnung haben, weil ihnen eben etwas fehlt: Eingabefähigkeit! Ihnen vergeht nicht der Gedanke, daß dem ihnen ist Menschenwürde eine Stille im Weinglas, uns aber ist der Wein, an dem sich ihnen die Seele ermißt, viel weniger wichtig. Er ist uns nur ein bequemes Mittel, um über die Welt, auf der „Enthaltsame“ leben, hinauszugehen, wie es ein Baum tun kann, durch den der Wind über ein Frauenauge, eine Wolke, und weil er dies kann, dies Unbegreifliche, deshalb hat er „Wert“, ist „gewinnbringend“. Ihn zu beseitigen, weil er wie alle Dinge Schattenseiten hat, hieße das Kind mit dem Bade ausschütten. Davon wird die Welt um keinen Tropfen besser, selbst wenn sie keinen mehr trinkt, aber sicherlich schlechter, da ihre Ziele so aufs Äußerliche gestellt werden. Es handelt sich nicht um den Wein, sondern um die Haltung im Leben. Trinken oder Nichttrinken, gibt an sich gar keinen Wert, wer aber dies nicht von vornherein fühlt, sondern, da es dem Körper nicht schaden kann, Nicht-Trinken für einen Vorzug hält, muß in größeren Dingen kleiner sein. Er ist unmaßig in der Enthaltensankst, wie es ein Säufer im Trinken ist. Die Unmäßigen erniedrigen die Welt, weil sie deren Vielfältigkeit im Dienste für ein kleines Ding zerstören. Er mag stolz sein, daß er die Trinkstille durchbricht. Und ihm ist tatsächlich eine Verstärkung, einer Stille zu widerstehen. Wir aber, die das Leben nicht so schnell kleintrügen, legen uns an den Tisch und singen Venetholds:

Greift zum Becher und laßt das Schicksal!

Die Welt ist blind.

Sie fragt, was die Menschen gelten

Nicht, was sie sind.

Uns aber laßt jehen und tronen

Mit Laubgewind

Die Stirnen, die nach dem Schönen

Ergeben sind.

Und bei den Polarenhöfen:

Die eitel Wind,

Laßt uns lachen über Größen.

Die keine sind.

Peter

Peter



Heft 3/1925 Seite 118-119

Rundschau

Der Minister. Unterrichtsminister Angheliescu hat in der Senats-
sitzung vom 28. Februar ¹⁹²⁵ (in einer Rede gegen die Minderheiten behauptet
"Eine evangelische sächsische Behörde habe, wie das in seiner Hand
befindliche Dokument beweise, von einem Schulinspektor verlangt, er
solle in deutscher Sprache schreiben."

Es entsteht große Bewegung im Senat.

Senator Dr. Schullerus läßt sich vom Minister das Dokument geben.
Es stellt sich heraus, daß nicht verlangt wurde, der Schulinspektor
soll deutsch antworten, sondern er solle deutsche Urkunden (Anstel-
lungsdekrete) verstehen und nicht eine Übersetzung verlangen. Der
Unterrichtsminister erklärt fortfahrend..."eine Angelegenheit, die
mit der vorhergehenden nichts zu tun hat."

Es entsteht keine Bewegung im Senat.

~~Heinrich Zillich~~

Alfred de Vigny sagte: Man soll weder Liebe noch Haß für jene haben,
welche regieren. Man schuldet ihnen nur die Gefühle, die man für sei-
nen Kutscher hat: er kutschiert gut oder schlecht, das ist alles.

Heft 4/1925, Seite 159-190

Faschingszeitungen. Faschingszeitungen sind da, um jedem seine
Wahrheiten so auf den Kopf zu sagen, daß alle Leser lachen und er selbst
es tun müßte. Bei uns aber sind sie da, um einigen Personen klar zu
machen, was für ein Kerl doch der brave Bürger ist. Denn dieser re-
giert die Faschingszeitung und empört sich darin über diejenigen, die
nicht so tun, meist aber doch so leben wie er. - Er teilt Tatsachen
mit, nicht weil sie ihm witzig erscheinen, sondern weil er mit ihnen
nicht einverstanden ist, und der Witz der veröffentlichten Geschichten
besteht darin, daß er ihn nicht hat, aber glaubt, Tatsachen, die in
der Faschingszeitung stehen, werden schon witzig sein. Doch selbst
dies ist nur Nebensache, so lange es irgendwer "abkriegt"; so ist z.
B. ein Liebesverhältnis, dessen Vorhandensein man in dieser Zeitung
mitteilt, ein guter Witz. Der Anonymus darf es erzählen und ist mutig
genug, auch kleine Ehrabschneidereien zu vollführen; aber wehe dem,

der einem Offiziosus die Hosen lupfen oder einer der großen Cliques das Mieder öffnen will - da verneigt sich der Bürger selbst in der Anonymität devotest und verschließt dem Einsender das Blatt. Daher kommts, daß der Mut, der sich in der Anonymität unbehelligt zeigen könnte und diesmal auch zeigen sollte, seine Kurzsichtigkeit immer an nicht einflußreichen Personen kühlt und damit beinahe weitsichtig wird, während sein Humor nach dem Bier der Stammtische riecht. Was darüber hinaus Heiterkeit verbreitet, jene dünn gesäten kleinen Einsendungen irgendwelcher, die lachen können, ohne im Lachen schon eine Weltanschauung platt zu treten, gleicht den Fettaggen im Spülwasser.

Heinrich Zillich

Kep 4/1925 Seite 190

Reh

Herrn Neugeborens Meinung, ich hätte vom "Standpunkt jugendlicher Fidelität" seine Bewegung betrachtet, wird sich durch meine Aus-

führungen auf Seite 68, 69 des Februarheftes schwer rechtfertigen lassen. Er wird dort auch lesen, daß ich für die schädlichen Wirkungen des Alkohols nicht blind bin und dennoch an meinem Urteil festhalte. Diesen Widerspruch zu klären, wird nur dem gelingen, der die Erscheinungen des Lebens nicht nach Vorteil und Schaden bewertet, sondern nach ihrem inneren Gehalt, den allerdings jeder einzelne erleben muß. Wie würde der Politiker Neugeboren, dem der Krieg mehr sein muß als ein Mittel zum Siege, ja der im Kriege eine wesenhafte Schicksalsgewalt spüren muß, weil er nicht Pazifist und nicht reiner Realpolitiker ist, wie würde er über den Krieg urteilen, wenn er auch hier nach den Schäden allein fragte?

Das Leben ist nicht in Prinzipien zu fassen und die uralte Forderung auf des Mannes Würde darf nicht verflacht werden, indem man an ihr abhandelt, um sie für die Masse schmackhaft zu machen. Denn die Masse wird verstehen, was ihr eben schmeckt, den Vorteil. Die Forderung, mäßig zu sein, ist lebendig und mannhaft, jene andere der Enthaltfamkeit berechnend. Sie geht gegen das Gefühl des Lebens verpflichteten; das mag auch Herr Neugeboren bedenken, wenn er Reisners und meine stilistische Form lobt. Form kann niemals ein Nichts umschließen; sie mag wohl eine Meinung ausdrücken, über die es zu streiten gibt, niemals aber ein falsches Gefühl. Ich finde in dieser Tatsache auch die Wertung derjenigen Bewegungen, wo Zweck und Mittel, Wesen und Ausdruck so wenig eins sind, wie in der Enthaltfamkeitsbewegung.

Seit einiger Zeit fliegen mir täglich Karten ins Haus, auf deren Bildseite unter der Überschrift „Ein volkswirtschaftliches Rätsel“, drei verschieden große Tassen mit Bohnen zu erblicken sind, die nach der Bilderklärung ausagen, daß der Weingeistverbrauch des sächsischen Volkes jährlich 300, die sächsischen Steuern 38, die Gesamtschädigung des Volkes durch Alkohol 600 Millionen beträgt. Wie diese Rechnung zusammengestellt wurde, bleibt gleichgültig, daß aber auf der Rückseite der Karte immer wieder der Dank für die Propaganda, die der „Klingfor“ der Enthaltfamkeitsbewegung geleistet haben soll, ausgesprochen wird, zeigt das Niveau und die Selbstgerechtigkeit der meist anonymen Absender, die nicht im entferntesten Einwände überlegen wollen oder können; so hat auch der notorische Guttempler Kronstadt ^{eln} Wihl Morres, meine Worte öffentlich für „kindisch-läppischen Quatsch“ erklärt, ohne das geringste Verständnis für ihren Sinn zu beweisen, während zur selben Zeit der Pfarrer und Guttempler Rosenauer in

Mediasch erzählt: "die Arbeit des Guttemplerordens sei wahres Christentum... sei Gottesdienst.

Und wenn nun Herr Neugeboren betont, wir möchten doch das "Gewand" beiseite lassen und auf den "Kern der Sache" eingehen, so wird darauf zu antworten sein, daß dies bereits geschehen ist.

Kf 6/1925, Seite 228-230

Peter

Bakkalaureat. Im pädagogischen Pöffenstück der rumänischen Schulgesetzgebung, das durch den Chirurgen und Minister Anghelescu dauernd auf unseren Passionszetteln gesetzt wurde, ist der beste Witz das Bakkalaureatgesetz. Wenn in Faschingslaune ein Fachmann — ach, den braucht es nicht — ein Mann guten Willens das Gegenteil dessen vertritt, was einer Sache angemessen ist, kann die Umkehrung nicht so reiflos getroffen sein wie hier, wo im Dienste der Erziehung mit rhythmischem Erheben der liberalen Parlamentsmameluken sanktioniert und dekretiert wurde, was die Erziehung zerstört.

Schon daß im gewöhnlichen Schulbetrieb die Bewertungszahlen in zehn Einheiten zerfallen müssen, die Einheiten aber noch in Hundertstel unterteilt werden, ein Schüler mit der Note 8.67 besser gelernt hat, als der mit 8.33, ist ein Witz; er bedeutet, daß es in den Schulen Anghelescus auf Tabellen und Gamaßendienst ankommt.

Eingegittert in Zahlen, gedrückt durch Listen, die er täglich vor und nach der Stunde ausfüllen muß, gepreßt in einen bürokratischen Dienst, der sich wie Mehlsau auf die Berufsfreudigkeit legt, empfindet der Lehrer, daß ihm mißtraut wird und daß hierlands das protokollierte Wort, gleichgültig, wie es zustande kam, wichtiger ist als das lebendige. Der Zweck, der viele Regierungsverfügungen — z. B. die durch die Polizei angeratenen Beschlagnahmen der Privathäuser bei Festen — durchzieht, nämlich guten Eindruck zu schinden, ist erreicht; hier heißt er: Vorzugsschüler heranzubilden, Antwortapparate.

Potemkinade! Wie diese Arbeit des Als-ob im Inneren aussieht, verdeutlichen die Nummern, die jeder Schüler am Ärmel tragen muß; diese Nummern schreien in die Welt, daß ihr Träger kein Vertrauen findet, daß er eine Zahl ist, daß er ein Wüchlein mit sich führt, in das jeder Erwachsene hineinschreiben darf, wie schlecht sich der Schüler benommen hat. Solange das Kultusministerium für diese Erniedrigung kein Gefühl hat, ist den Schülern zu applaudieren, die der Nummern wegen gestreift haben; allerdings es waren siebenbürgische Jungen.

Aber das sind Alltäglichkeiten, die wir, seitdem uns die pädagogischen Erkenntnisse des Altreichs in den Schoß regnen, gewohnt sind. Das Bakkalaureatgesetz ist die Pointe, eine Pointe mit politischem Einschlag: Eine wildfremde Kommission, der kein Lehrer der Kandidaten angehört, prüft die Maturanden und setzt, unabhängig von den Erfahrungen des Lehrkörpers, die allein maßgebenden Noten fest. Die Angehörigen der Minderheitenschulen antworten in mehreren Fällen rumänisch, was für sie eine besondere Belastung bedeutet. Eine Verständigung zwischen diesen Kandidaten und der Kommission war bei der Reifeprüfung im Juni oft nur

annähernd zu erreichen, weil die Examinatoren die Muttersprache des Prüflings nicht immer beherrschten. Die Resultate waren selbst an rumänischen Anstalten ungünstig. Diese Tatsache zeigt den pädagogischen Irrsinn des Systems.

Trotzdem an den staatlich-rumänischen in den letzten Jahren ungeheuer vermehrten Anstalten das Lehrpersonal, wie die Zeitung „România“ am 4. Juli feststellt, nicht entsprechend ist, an einem Gymnasium der Portier Zeichen und Kalligraphie, an anderen Hebammen, Verwaltungsbeamte, Pensionisten, Kokotten französische Sprache unterrichten (Zeitung „România“), fielen an den Minderheitenschulen, in diesen teilweise Jahrhunderte alten Anstalten mit vollwertigem Lehrkörper, viel mehr Schüler, durchschnittlich über 50%, der Kandidaten, in manchen Schulen 100%, in Bender z. B. von 64 Prüflingen 63, in Kronstadt von 27 sächsischen Schülern 16 durch. Daß Kandidaten fielen, die immer Vorzugsschüler waren, nur nebenbei, — denn es ist kein Wort mehr über den Zweck eines solchen Gesetzes zu verlieren.

Aber es ist darüber zu reden, was die von staatswegen Durchgefallenen fühlen, und alle sind von staatswegen gefallen, selbst jene, die ihren Mißerfolg verdienen; die Ungerechtigkeit des Systems rechtfertigt sie.

Was werden diese vielen jungen Männer denken, die nun am eigenen Ich erfahren haben, was Minderheit bedeutet! Dem Staate, in dem jeder vierte Bürger ein Nichtrumäne ist, scheint es angenehm zu sein, Märtyrer der Minderheiten gewissermaßen durch Gesetz zu schaffen. Diese jungen Männer sollen wissen, daß sie es sind; sie wissen es, denn ein solcher Schritt ins Leben traf sie nicht unvorbereitet, sie erwarteten alle das Schlechteste von dieser Prüfung; der Geist des Gesetzes hatte sie angeweht, ehe es an ihnen vollzogen wurde. Jetzt haben sie die Berechtigung für ihre Angst schwarz auf weiß. Nun gut! Dieses Erlebnis ist für sie bestimmend; es hat in sie die Saat gelegt. Die Frucht wird Kerne haben.

Ein Pan Palippa, ein Erdélyi, zwei rumänische Befreiungsführer, werden unter dem heutigen System geohrfeigt und verurteilt, was können wir verlangen, wir, nur Siebenbürger, Zwangseinquartierungen, fremden Beamten und Verwaltungszuständen unterworfen, die uns wie Erinnerungen aus dem Geschichtsunterricht anklingen, was können wir mehr verlangen, als eigenes Selbstvertrauen, und was kann man von uns verlangen, von uns, die den Namen führen, der klar ausspricht, was es mit uns auf sich hat: Minderheit!

Wsp. 8/1925, S. 435-346 ← Rum.

Koscherie. In dem rumänischen Blatt Carpați, einer kronstädter Zeitung, die die Regierung umwebelt und gleichzeitig das Weinchen an jedem sächsischen Hause hebt, debutierte Otto Kosch nicht zum erstenmal, aber am trefflichsten. Es mag für einen Menschen, der sächsische Mißstände aufzudecken sich verpflichtet fühlt, tatsächlich schwer sein, in unseren Zeitungen zu Wort zu kommen, und der Ausweg, fremde Organe dazu zu benützen, darf nicht für alle Fälle verurteilt werden; allerdings wird dabei immer zu erwägen sein, ob das gewählte Blatt geeignet ist oder nicht, und weiter, ob derjenige, der es wählt, ein Recht zur Äußerung hat. Beides trifft für diesen Fall, der schon ein pathologischer ist, nicht zu. Kosch und Carpați gehören zueinander, das ist wohl klar, aber das Blatt ist in der rumänischen Journalistik eine blamable Erscheinung und Kosch eine Pflanze unseres Volkes, die wir uns nicht in den Topf stecken. Seitdem er nun eine eigene Zeitung herausgibt und sie selbst von A bis Z in einem Deutsch schreibt, das sogar für Wiße keinen Raum mehr läßt, ist sein Wirken gewissermaßen deutsch geworden und hat damit Möglichkeit, im Volk Eingang zu finden.

Ich bin überzeugt: Keine seiner Lügen, nicht die kümmerlichen Annahrte werden ihren Zweck ganz verfehlen, ja selbst der ohne Zweifel rechte Einwand, Kosch sei „nicht ganz richtig“, wird manche Leser *nicht völlig* aufklären. Diese „Anhänger“, die sich kaum jemals offen zu ihm bekennen, weil das Gefühl, daß hier etwas nicht stimmt, zu stark ist, werden doch vom Muth, daß er vorbrinat, ein Behutzel glauben. Somit wird der Fall Kosch auch für *den Nichtmediziner* interessant.

Wo liegt das Schmerzwort? — Mit sicherem Instinkt greift Kosch Dinge an, die dem Kleinbürger und Bauer jederzeit unangenehm sind, und davon auch nur jene, die dem sächsischen Gemüth gänzlich unterstehen. Er hatte noch niemals Mut, ein Wort gegen die Regierung zu sagen: er wetterte niemals gegen die Staatssteuern, deren Höhe ja den Maßstab für die kirchlichen Schulden abgibt. Diese Kirchensteuer aber greift er an. — Der kleine Bürger des Volkes ist wohl empört über Regierungsübergriffe und Verordnungen und schlägt doch ohne Färm den landesüblichen Weg ein, der die Gehälter der Beamten verbessert und ihn selbst entlastet. Über die Kirchensteuer aber, die eigene Steuer, die nur den Deutschen zugute kommt, fällt er in Wutkämpfe. Hier ist er zu Hause, darf reden, hier kennt er Hinz und Kunz, hier packt es seine Eifersucht an, daß der Nachbar Müller sich etwas leistet, was er, der Meier, sich verschaffen muß, und da Müller um nichts besser ist als er, muß Meier ein besserer Mensch sein, weil er weniger Geld besitzt. Müller besucht Bälle, wo es „skandalös“ zugeht, und Meier ist der Volksmann, der es bemerkt, und Kosch ist der Wortmann, der es ausspricht. Es gibt kaum eine andere soziale Schichtung unter den Sachsen als die große in Bauern und Bürger; innerhalb dieser zwei Klassen bestehen zwar Gruppierungen nach dem Einkommen, die aber die gleichen Interessen haben und nur durch ein sehr verwischtes Standesgefühl getrennt sind. Wir kennen keine soziale Frage außer der, die eben von Meier gemacht wird, und die ist genau ein Glas Bier wert. Kosch ist der Feilz, der es trägt. Er ist — daher seine Wirkung auf diese Meiers — der vollendete Typus des Spießbürgers, ohne Gefühl für Größe, ohne Empfinden für Genossenschaft, ganz der Pfahlbürger, der sich verbengt und schon-wissend den Kopf jeder hebt, aber es fehlen ihm alle Hemmungen. Er ist der rasende Spießbürger; und unterscheidet sich, da bei uns (besonders in Hermannstadt) die Meiers regieren, von denen, die er angreift, lediglich durch Lügenhaftigkeit und größere Dummheit. Er wird deshalb nur auf die ganz verdummten Meiers wirken und auch da bloß im Geheimen. Hätte er nur ein wenig Intelligenz, könnte er Deutsch schreiben, ja hätte er etwas Mut auch gegen die Regierung, also bloß das Hans aus dem Namen des Abgeordneten Hans Lito Moth, ihr solltet sehen, wie dieser Hans Otto Kosch Vorstand des Hermannstädter „Bürgerabends“ würde oder als Ehrenpräsident der kronstädter National-demokratischen Partei den von ihm als Mormonen verschrieenen Dr. Biske ablösen würde. Dann würde er den Kreisausschuß so lange befehlen, bis er dessen Vorstand, dann das Presbyterium angreifen, bis er Kirchenvater, dann das Landeskonsistorium verdammen, bis er dessen Mitglied wäre, und, siehe, dann stünde ein Senatorposten zu befehlen. Aber damit wäre aus der Koscherie eine Koschonerie geworden.

Ref. 8/1925, S. 4 316-317 ← 242

Das blau-rote Hakenkreuz.

Nichts Bessers wohl ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgelächel,
Wenn hinten, weit, in der Türkei
Die Völker aufeinandereschlagen."

Es läßt sich ein Rezept für die Laufbahn unserer Zeitungspolitiker geben: Erst die übliche akademische Bildung, dann ein Aufenthalt in Deutschland, woher häufig

Berichte an die hiesigen Blätter zu senden sind. Ist im Deutsch dieser Berichte die nationale Phrase Subjekt und Prädikat, so hat der Anwärter zum mindesten Ausicht, Journalist und dann in der Folge Abgeordneter zu werden. Schreibt er aber über deutsche Innenpolitik rot und schwarz auf weiß, so muß er Journalist werden, weil es mutig klingt, was er sagt, kein Mensch ihm widerspricht und das Publikum nichts davon versteht.

Was sich beizeiten bog, ist als Schriftleiter ein Haken, dem man ein Kreuz nachsetzen muß. Die Mischung ist: Im Inland kirchlich, pazifistisch, demokratisch, gemäßigtermaßen schwarz-rot-gold, aber für Deutschlands innere Verhältnisse — fern vom Schuß — gewaltlos. Es wird sich der naive Siebenbürger fragen, zu welchem Ende wir uns überhaupt in die deutsche Inlandpolitik einmischen, weshalb wir das schwarz-weiß-rote Banner mit mehr Mut schwingen als das blau-rote; ja, er wird sich fragen, ob es uns nicht schadet, und ob es nicht vorteilhafter wäre, im eigenen Stübchen zu lehren, als vor dem großen Saal Deutschland ~~zu~~ ^{Lärm} zu schlagen wegen der Eignung der Saalmieter, auf den doch niemand hört. Aber da wird der Redakteur sagen, es mache unsere hiesigen Deutschen deutscher.

Es gehört zu den niederträchtigsten Erscheinungen des deutschen Parteilebens, daß jede Partei die Gegner für Verbrecher erklärt, daß die Rechtsleute sich allein für Deutsche halten oder die Kommunisten allein zu wissen vorgeben, was dem Volke frommt. Diese Art Kampf ist auch bei uns beliebt, sie wird aber geradezu lächerlich, wenn wir — andere Staatsangehörige — die deutschen Sozialisten verdammen, weil sie Hindenburg zum Reichspräsidenten nicht wählen wollten. Wir lecken den deutschen Rechtsparteien mit solcher Hingebung die Stiefel, daß auch wir, die doch nicht nur alle Ursache, sondern auch alle Möglichkeit haben, Deutschland objektiv zu beurteilen, einen deutschen Arbeiter für einen vaterlandlosen Gesellen, und einen Kommunisten für einen Judenfödling halten. Man wende nicht ein, daß dies übertrieben sei, man deute nicht auf vereinzelte gerechtere Artikelschreiber, — man höre lieber in unser Volk, wie es in seinen Einzelteilen über diese Dinge spricht, was für Urteile an den Stammtischen gefällt werden, wie heldenhaft die Lammbrüstkesser auf dem Streiktroß des alten Fritz mit Bismarcks Stiefeln paradierten. Und wer hat es ihnen gezäumt, so gezäumt, daß in ihnen wenig Tropfen Ehrfurcht vor deutscher Not, keine Ehrfurcht vor deutscher Kunst, außer der national etikettierten, keine Ehrfurcht vor deutscher Arbeit als vor dem Stinneskonzern übrigblieb? — Unsere Presse!

So wird unser Deutschtum zur Partei umgebildet und jeder darf sich dabei getrost die Hände reiben, weil wir alles besser gemacht hätten, wenn wir bloß dazugekommen wären.

Statt sich vor solchem Geschwätz zu schämen, bleibt dies Volk — dem die Bauern nicht zuzuzählen sind — ausgeliefert an die kleinlichste Art zu leben und jeder prahlt vor dem zugereisten Reichsdeutschen mit den 800 Jahren unserer Geschichte, auf die er nicht mit Respekt vor den Ahnen, sondern mit einer Selbstgerechtigkeit zurückblickt, die es ihm klar macht, daß zum Beispiel Michael Weiß eben so gut kegelschob wie er. Unfähig auch nur ein Tausendstel dessen zu ahnen, was in Deutschland Leben heißt, schreit dies Volk hurra! vor jedem Redner, der ihm seinen Bart lobt. Selbstvertrauen brauchen wir! aber diese Überhebung vor Deutschland ist das Zeichen unserer Abhängigkeit von dem deutschen Parteibetrieb. Circum-

specti - hat man uns genannt; ich habe als Kind dies Wort so übersetzt „Im Kreise Spec“. Kinder sprechen die Wahrheit!

Und nun höre man, welche schulmeisterliche Belobigung selbst die „Kronstädter Zeitung“ ausspricht (am 19. Juni), an deren Spitze Emil Neugeboren, unser bester politischer Redakteur, steht.*) Sie druckt eine Äußerung Thomas Manns ab, in der der Dichter sagt, er sei gegen die Wahl Hindenburgs gewesen, weil er fürchtete, daß dieser an der Spitze des Reiches innen- und außenpolitisch nicht günstig wirken würde: glücklicherweise habe sich sein Pessimismus als unberechtigt herausgestellt, ja, es sei zu hoffen, daß die Wahl, da sich Hindenburg sehr vernünftig benehme, einen innerpolitischen Ausgleich zur Folge haben werde. — Dieser rein persönlichen Aussage, aus der Unvoreingenommene bloß erlesen können, daß ein sehr verantwortungsbewußter Mann sie schrieb, stellt Neugeboren, der doch nicht mehr rot hat, seinen im Inland oft bewiesenen Mut zu beweißen, den folgenden Titel vor: „Ein vernünftig Befehlter“.

Es liegt mir auf der Zunge zu fragen, ob er weiß, wer dieser Dichter ist, ob es ihn, den Redakteur eines Provinzblattes in Rumänien, nicht seltsam anmutet, wenn er Thomas Mann für „vernünftig“ erklärt — aber die Achtung vor dem Mut dieses Provinzredakteurs zwingt mich, die Frage zu unterdrücken, dafür aber die schärfere zu stellen, ob nämlich ein „Befehlter“ nicht ein Mann ist, der gelehrt hat, hier also sündhaft war, weil er nicht die — für Deutschland belanglose — Meinung Neugeborns hatte und jetzt eben „vernünftig befehlt“ ist, weil er sie scheinbar hat?

Diese Belobigung Th. Manns durch Neugeboren steht beiden nicht zu, aber da der Dichter davon kein Wort hören wird, haben wir die Pflicht sie zurückzuweisen. Beinahe noch eigentümlicher als der Titel berühren Neugeborns Einführungsworte:

„... Thomas Mann — ja nicht zu verwechseln mit seinem gesinnungslosen Bruder Heinrich — der in der vordersten Reihe der Gegner stand, als Hindenburg Präsidentschaftskandidat war, hat umgelernt und mit der Offenheit, die ihn ziert, ... erklärt ...“

Es ließe sich einiges über das Wort „umgelernt“ sagen, das in der Atmosphäre der Notiz wie eine Verdächtigung klingt, wenigleich später die „Offenheit“ des Dichters gerühmt wird; aber da steht ein Urteil über seinen Bedem: gesinnungslos!

Ich schätze Heinrich Manns Dichtungen nicht sehr hoch ein, ich bin sein politischer Anhänger nicht, ich fühle aber: sein Niveau ist zum mindesten so bedeutend, daß allein die hinreichende erste Seite der Novelle „Auferstehung“ viele siebenbürgische Zeitartikel aufwiegt und da wird wohl auch sein politisches Tun, das von einem unversöhnlichen Haß gegen den Wilhelminischen Untertanen und dessen Staatsgebaren gelenkt wird, einen etwas bedeutsameren Grund haben als eine verächtliche Gesinnung. Gesinnungslosigkeit in politischen Dingen wird man nur jemand vorwerfen können, der bewußt Schaden anzurichten sucht, um im Trüben zu fischen. Nun suche man in Heinrich Manns Worten nach dieser Zielrichtung und lese, ehe man den

*) Man sagt gerade Neugeboren im Zeitartikel der „Kronstädter Zeitung“ vom 26. Juli, „das Verdienst unserer Presse“ bestehe darin, daß sie von deutschen Parteien unbeeinflusst die Reichspolitik betrachte. So weh Neugeboren, was unserer Presse frommt! aber wie sehr ert er, seine „Rechts“-gesinnung als Mitte der Unparteilichkeit empfindend, wenn er glaubt, unsere Presse sei unbeeinflusst, weil sie sich selbst dafür hält und belobt. Die Stimme unseres Volkes, die er wo immer hakenkreuzförmig hören kann, ist nicht Gottes-, sondern Zeitungsstimme und ihre Falsche (es sei ihm ein berechtigter Anlaß zum Stolz) — klingen vornehmlich hermannstädterlich: Tagesposthornstöße.

Vorwurf wiederholt, sein Buch „Der Untertan“, der ein lebendiges Problem der Deutschen behandelt. Dann wird man wohl das Unversöhnliche dieses Romans, man wird ihn selbst vielleicht künstlerisch ablehnen, wie ich, aber man wird nachdenklich gestimmt plötzlich den Sinn mancher Dinge, die heute vielen als Gemeinheiten bestimmter Menschen erscheinen, entdecken. So bekehrt mag es schmerzen, woran ein Pastor oder ein General, ein Zeitungsapostel oder ein Kaiser den Schnabel gewetzt haben, wie es schmerzhaft ist für jeden Deutschen, aber der Blick wird freier geworden sein. Und damit auch der Weg zur Ehrfurcht vor Leistung und Größe.

Geistige Voreingenommenheit, Angst vor dem Urteil dessen, den man beurteilen soll, ja oft die sichere Überzeugung, daß man von ihm abgelehnt wird, bringen es mit sich, daß auch innerhalb unserer siebenbürgischen Verhältnisse jede Leistung, die nicht bequem ist, jede Persönlichkeit, die keine Kragzufe macht, einfach totgeschwiegen wird. Wer hätte nicht mit Kopfschütteln bemerkt, daß in Fr. Deutschs 1924 neuverlegtem Buch „Die Siebenbürger Sachsen in Vergangenheit und Gegenwart“ unter den Dichtern ein Ed. Schullerus, ein Johann Plattner und gar ein A. Meschendorfer keine Erwähnung fanden, dafür aber folgendes gesetzt wurde: „Bedeutende lyrische Talente sind zweifellos Fr. Ernst, K. Römer, G. Megndt, J. Lehrer und J. Rösler“. Und über die „Karpäthen“, die aus unserem geistigen Leben nicht wegzudenken sind, steht geschrieben in dieser Schrift, Seite 355: „... wollten der modernen Hochkultur dienen und Kunst und Ästhetik vertreten.“

Heinrich Billig

X. 8/1925, S. 317-320

Pelut

„Die Unzufriedenen“ heißen Flugblätter, die in Hermannstadt erscheinen und Organ efflicher Empörer gegen die sächsische Kirche sind. Sie nehmen die Spalte einer Steuererklärung für die geistliche Geographie unseres Volkes, das, wenn dies seine Stimme ist, aus dem Bauche redet. Zweifellos ist mancher Vorwurf, der so erhoben wird, berechtigt, aber er trommelt auf der Geldtasche zur Revolution. Da klirren die Münzen mit und in dieser Melodie wird selbst die Wahrheit unglaublich.

Doch das Spiebertum, dessen Käse öffentlich zu stinken beginnt, entschuldigt die Kirche nicht. Religion und ihr Wesen sind Pole, an der Luft, die dazwischen liegt, wird der Spieher erst ranzig.

Kap. 9/1925, Seite 353

Petit

Romänien oder Rumänien? Manche siebenbürgischen Blätter schreiben das Wort Rumänien unrichtig: Rumänien. Sogar das Kulturrat ist das „der Deutschen in Großromänien“. Weshalb die übliche deutsche Rechtschreibung nicht verwendet wird, ist unersichtlich, umso mehr als das Wort mit u ausgesprochen wird. Das Gerücht meldet, der Staat sähe die Vermeidung der rechten Schreibart gerne, um die Abstammung der Rumänen von den Römern gewissermaßen im Vokal zu manifestieren, wie dies in der rumänischen Orthographie getan wurde, die Romania vorschreibt, obgleich jedermann Rumania sagt. So unsicher nun die Forschungsergebnisse über die Abstammung der Rumänen sind, die Rechtschreibung wird die erwünschte römische Vaterschaft nicht beweisen. Könnte sie es, so würden wir für des Kindes Namen diesen kleinen Alimentsbeitrag ohne Zögern leisten, ob schon nicht wir die deutsche Rechtschreibung bestimmen und der Name Rumänien ohnehin deutlich genug eine sprachliche Beziehung zwischen diesem Land und den Romanen bestätigt.

Kap. 9/1925, Seite 353

Petit

Bakkalaureat und Presse. Die Pressediskussion über das Bakkalaureat hat außer vielen verurteilenden Stimmen, einige Stellungnahmen in altrumänischen Blättern gezeitigt, die einen tiefen Wesensunterschied zwischen ihnen und Siebenbürgern aufdecken. Am fühlbarsten geschieht dies in gutgemeinter Art im Cuvântul, der neben sicherlich bestehenden Fehlern der Siebenbürgischen Schule auch deren allzu klerikale und schematische Erziehungsmethode festgestellt haben will. Solchen Behauptungen widerspricht die Tatsache, daß diesen Schulen, die ihre Zöglinge zu selbständigen Persönlichkeiten zu erziehen unfähig sein sollen, immerhin die Beamten entstammen, die bis 1918 das Land ehrlich geführt haben, daß ihnen die Männer entstammen, die die siebenbürgischen Städte, jede in ihrer Art, gebaut und selbstverwaltet haben, während den „besseren“ altrumänischen Schulen die Beamten, die wir heute kennen, entspringen samt den Schöpfern und Bewahrern der schmutzigen, unpersönlichen und schematischgebauten Städte im Altreich. Es genügt eine Reise durch beide Gebiete, um zu wissen, wo Kultur sichtbarer, lebendiger, weniger aufgeschminkt, persönlicher und ehrlicher ist.

Die Überschätzung des eigenen Wesens nicht nur vor Siebenbürgen, sondern sogar vor Westeuropa findet klarsten Ausdruck in jenem Abderitenstück, daß die im Ausland erworbenen Diplome im Inland nur gelten läßt, wenn die Prüfung in Bukarest

wiederholt wird, wo die Luft ja von jeher apollinischer wehte als an der Seine und an der Isar.

Worin liegt der Grund zu solcher Don-Quichoterie, der doch die Tatsache widerspricht, daß jedem französischen Sancho Panja begeistert abgezuckt wird, wie er spuckt, und daß sich rumänische Studenten sehr zahlreich jenen Prüfungen unterziehen, durch die Bukarest die europäische Wissenschaft zensuriert?

Das Altreich überschätzt Wissen und Theorien, die, statt Mittel zu sein, Zweck werden und das Leben aus dem Auge verlieren. Diese Selbstüberschätzung ist kritiklos. Was er gelernt hat, vertritt der Altrumäne ohne es zu prüfen. Das unbekannte Wesen erscheint ihm, wenn es nicht gerade französisch ist, als feindlich und schlecht, und steht er auch mitten in einem Wassertümpel der buharester Straße und spricht über den blankgelegten Marktplatz in Hermannstadt. Dies ist der Standort der Galmeinenden, die die anderen einflussreicheren Altrumänen zu sehen unfähig sind, von denen das Bakkalaureat geschaffen wurde, um die Minderheiten zu unterdrücken. Man staune nicht, wenn von den durchgefallenen Rumänen der Sumprüfung die meisten das zweite Examen bestehen, während die Minderheiten-Angehörigen in Massen fallen; ein solches Manöver wird entworfen, daß Rumänen im Juni nur fielen, um die Gerechtigkeit des Systems wenigstens plausibel zu machen, während es im Herbst seinen Zweck erreichen muß.

Was aber ergibt sich aus diesen Reflexionen, die zu solchen Befürchtungen Anlaß bieten? Unsere Pflicht ist, klar zu erkennen, was aus der Tatsache folgt, daß es eine siebenbürgische Seele gibt, der Bukarest zum Erwachen verhilft!

Kap. 9/1926, Seite 353-354 Heinrich Zittich

Kronstädter Baukünste. Kronstadt ist die schönstgelegene sächsische Stadt und eine der häßlichsten durch ihre Gebäude. Einmal waren auch diese schön, dann fielen die Emporkömmlinge über sie her. Erst die sächsischen, die viele prokige Häuser aufführten und die alten in den Verkehrsstraßen übel zurichteten, indem sie an die Vorderwand die riesigen eichenen Auslageschränke anbauten. Die Eingangsbogen zu den Geschäften verschwanden dahinter; es kostete natürlich Geld; die Straße sah aus, als stünden ungeheure Glaskästen vor jedem Hause, aber es war modisch.

In den Wohnstraßen blieb es vorerst beim Alten; ein Rest von Pietät bewahrte die Bewohner davor, die Häuser anzutasten. Aber schon war die Blickrichtung verschoben; weil es alt war, wurde ein Haus geschont, nicht weil es schöner war als die neuen. Diese erschienen vermutlich als wunderbar, besonders den ungarischen Emporkömmlingen, die eben ihre Künste zu zeigen angingen. Der Erfolg war durchgreifend: Am Ferdinandsring steht kein erträgliches Haus mehr.

Heute erleidet die Stadt die dritte Verheerung durch Prohen, diesmal durch rumänische. War schon die ungarische Architektur nicht bodenständig, so ist es diese in gleichem Maße nicht. Von den klaren zweckhaften Bauten des alten Kronstadt zu den platten Tulipansüßigkeiten ist ebenso wenig ein Weg wie zu den byzantinischen Schnörkeln, die heute an die neuen Villen geklebt werden. Dieser sogenannte rumänische Stil, der sich in der nahen großartigen Gebirgswelt des Predeal als Sommerfrische menschlicher Eitelkeit gebärdet, dringt nun bei uns ein. Er riecht nach Puder, wo es bei uns nach Buchen und Tannen riechen sollte.

Der Fluch einer dreisprachigen Stadt ist, daß sie jede Unkultur dreimal erleiden muß. Es liegt mir fern, die Sachsen in dieser Sache zu loben; auch heute kränken sie an einer baulichen Seuche, an der Lust zur Modernisierung alter Häuser, der die schönen Torbogen zum Opfer fallen, doch sie bauen verhältnismäßig gut und die Ungarn jedenfalls nicht so schlecht wie früher. Aber die Rumänen, die in der Oberen Vorstadt ihre hier mögliche nationale Baukunst vor der Nase haben, versuchen nicht, diese dem Stadtcharakter einzupassen und auszugestalten, nein, sie

schleppen vom Predeal den Kitsch für die Beamtenmillionäre herunter und nun haben wir Zeit zu warten, bis die Ungarn gut und sie nicht mehr "byzantinisch", sondern siebenbürgisch bauen. Bis dahin wird Kronstadt aussehen wie ~~De~~ Floesti und nur die Schwarze Kirche wird noch künden, daß die Stadt einmal Form besaß.

Hier liegt eine städtische Aufgabe!

Dem örtlichen Bauamt müssen künstlerische Beiräte mit Sinn für stadtbauliche Aufgaben zur Seite gestellt werden, Beiräte, von der Bevölkerung gewählt, die das Recht besitzen, jeden Bauplan zurückzuweisen, wenn er den in Kronstadt besonderen künstlerischen Baugegebenheiten nicht entspricht. Bauen heißt künstlerisch Schaffen, und künstlerisches Schaffen muß bodenständig sein. Jeder landschaftlich und stadtseelisch unbegründete Stil wirkt aufdringlich.

Kref 10/1925, Seite 293-294 ← Behr

Nikolaus Jorga - (der große Historiker der Rumänen) - stimmt in seinem Artikel des "Neamul Românesc", ^{Bukarest} vom 24. Oktober 1925 meinen Ausführungen über die rumänischen Baukünste in Kronstadt zu. Zu seinen Worten wäre für die Andersmeinnenden hinzuzusetzen, daß jedes Land auf die verschieden^e Formen, in denen sich die Seele seiner Bevölkerung ausdrückt, stolz ist. Wem fiel es zum Beispiel in Deutschland ein, die altmärkische Bauart nach Bayern zu verpflanzen? In unserem Lande sucht ein ödes Bestreben mit äußerlicher Gleichmacherei die innere Verschiedenheit umso tiefer zu drängen. Solcher Nationalismus sieht nicht, wie er ~~beleidigt~~ welche Gefahren er weckt, denn er hat keine andere seelische Beauftragung als die der Gier, und ist daher leer und unfruchtbar.

Heft 12/1925, Seite 473



Bücher und Kleinbürgerinnen. In den meisten kleinbürgerlichen Familien wird man bei Überprüfung des vorhandenen Bücherbestandes einen Geschmack feststellen, der dem Operettenkult gleichläuft. Man wird etliche nichtgelesene Klassiker aus Großvaters Tagen, einige Bücher von Barisch, Jahrgänge von „Über Land und Meer“ und mehrere alte Schulbücher finden; was darüber hinaus den gotisch verklärten Bücherschrank füllt, sind Rudolf Herzig, Otto Ernst und viele Bände mit Schmachttiteln. Da die Männer der Familie wenig mehr lesen als Zeitung und Kurszettel oder Vizitationsaufrufe, ist die Auswahl dieses Bücherbestandes den Frauen überlassen, die teils von literarisch empfindsamen Freundinnen, teils von halbklüggen Töchtern mit sentimental Ratschlägen versehen werden.

Sene Freundinnen, oft alte Jungfern, lassen in ihrem Leben anstatt des Mannes den Traum wachen, wodurch auch dieser unfruchtbar bleibt; vom natürlichen Leben ausgestoßen, heben sie niemals andere als Sehnsuchtsträume. Und weil diese vom Leben nicht erfüllt werden, suchen sie Gewährung in einer unwirklichen Welt. ~~Sie~~ ^{Die} ist aber keine jenseitige, ist ganz und gar keine geistige, sondern nur ein Abziehbild der gegenständlichen Umwelt, aus der die Dämonie, das göttliche Prinzip der gnadenlosen Schickung geraubt wurde, um alles Geschehen einem leblosen System gerechten Lohns und gerechter Strafe zu unterstellen. In dieser kleinbürgerlich geordneten Welt finden die Schlechtweggekommenen ihren Lohn. Sie suchen ihr besseres Schicksal in solcher Träumerei. Der Traum ~~aber~~ hält nicht lange vor; er führt, wenn er von außen keinen Anreiz erfährt, zur Selbstzerflörung. Und da erfüllt nun das Buch einer Courths-Mahler seine Aufgabe: den Traum zu nähren und zu befeuern.

In dieser Buchwelt verlieren sich nicht nur die Schlechtweggekommenen, sondern auch viele Frauen, denen eine durch Regeln bestimmte Lebensaufgabe wurde und keine innerliche, selbstgeschaffene: es versinken Frauen, die in ein Scheindasein hineingestellt sind, wo sich Forderung und Sein so wenig gleichen wie im heutigen Bürgertum.

Fast jede dieser Frauen begehrt in Gedanken, oft ganz unbewußt, Sünden gegen die Moralgesetze der Gesellschaft. Wären die Regeln unserer Lebensordnung noch gefühlsmäßig gültig, hätten wir innerlich noch ein Recht, zum Beispiel eine „gefallene“ Frau zu richten, so wäre der Sündentraum kraftvoll, weil er ein heißes, wenn auch verdammtes Leben verspräche; heute aber, wo die „gefallene“ Frau keine Gottesstrafe, sondern bloß üble Nachrede fürchtet, ist ein solcher Traum klein, nur Ausdruck des zwischen So-sein-sollen und So-nicht-mehr-sein-können hingenkelnden bürgerlichen Lebens, das sich immer für das So-scheinen entscheidet.

Aus dem Drang nach dem guten Ruf erklärt sich auch die Hilflosigkeit vor einer Welt, wo der Schein belohnt wird, wo der gute Graf das arme tugendhafte Mädchen freit, und der Verführer, der ach so schwarze, unlergt. . . Die große Literatur gibt solchen Lohn nicht, weil sie eine wahre Welt darstellt, die niemals im Diesseits lohnt.

Courths-Mahler-Romane sind weitaus gefährlicher als die ihnen gegenüber ungerechtfertigt als Schundliteratur bezeichneten Abenteuerhefte der Schuljungen. In Detektiv- und Indianergeschichten wird eine klare Aufgabe zur Handlung gestellt und muß gelöst werden. Daß die Lösung unwahrscheinlich ist, daß bestimmte Figuren wie der Meisterdetektiv auf die Anabenphantasie ungünstig einwirken, stimmt sicherlich,

aber es ist demgegenüber einzuwenden, daß die handgreifliche Unmöglichkeit dieser Geschichten den erwachsenen Mann im allgemeinen nicht mehr reizt, während die Schmachtliteratur die Frauen fesselt. Dort wird das bürgerliche Dasein vergeßten, hier wird es verklärt. Dort blamiert sich ein Unsinn als Seldental, hier gebärdet sich der Schein als Wahrheit.

Warum nun Männer auf Schmachtromane nicht hereinfallen, mag seinen Grund in ihrem klareren Blick für Zusammenhänge haben, und vor allem darin, daß die moralischen Werte von ihnen geschaffen werden, die Frau diese unschöpferisch nur übernimmt und heftiger verteidigt, während der Mann immer neue Formen sucht, an denen die ertöbten leer werden. Er sieht, was wird, sie will, was ihr schon fehlt.

Der Tieffland der Frauenlektüre wird durch die Mädchenerziehung bestimmt. Die heutige Erziehung ist leicht, ohne Verständnis für die hohe Lebens- und Aufgabebereitschaft des jungen Mädchens. Das Elternhaus bietet eine Flut oberflächlicher Regeln und Gesetze zum Ersatz. Das Mädchen treibt, da hineingestellt, tausenderlei, ein wenig Kochen, ein wenig Musik, ein wenig Nähen, kocht aber weder noch näht es, hat nie etwas wirklich zu verantworten, soll nichts ernst nehmen und ist mit sechzehn Jahren, begeistert von der Fülle dieser Nichtigkeiten, die es wie Lebenswunder anstarrt, noch frisch und wahr. Einige Jahre später, wenn sich ihm solche Eindrücke zu Lebensformen verdichten, wird es unempfindlich für entgegengesetzte Einflüsse, um dann schließlich Ernst und Verantwortungsgefühl nur zur Verteidigung der bürgerlichen Regel aufbringen zu können.

Man wende nicht ein, ich übersehe urweibliche Eigenschaften wie die moralische Unsicherheit der Frauen. — Ich weiß, daß die Frau wesenhafte Eigentümlichkeiten besitzt, die dem Mann nicht zusehen, aber hier handelt es sich um eine zeitliche, früher ungekannte Frage, um die Verlogenheit ihres Lebensgrundes, was von ihren bewußten Vertreterinnen auch empfunden wird, wie es die viel zu äußerlich eingestellte, durch soziale Not zu stark beeinflusste Frauenbewegung, die geradezu die Vermännlichung des Weibes erstrebt, peinlich beweist.

Diese Frau erfüllt keinen Mann, mag er noch so stierhaft hinter ihr her sein. Klein durch die Erziehung, vermag sie in ihm keine Ehrfurcht vor der Frau zu wecken. Da nimmt er alle Frauen für klein. Aus der so entstandenen, heute sehr allgemeinen und lächerlich traurigen Unterschätzung der Frau durch den Mann, fließt der verderblichste Einfluß auf sie. Er sieht sie klein; sie wird es umso mehr. Seine Enttäuschung ist ihr Abstieg. So ist sie, indem sie sich weiblich gebärdet, von jeder Weiblichkeit ebenso fern wie das Männchen vom Mann. Sie ist lustern, nicht sinnlich; verliebt und liebt nicht; sie schenkt sich nicht, sondern wird verführt. Ihr Sein und Tun ist ins Spielerische verirrt. Sie lockt nur und hält nicht. Sie wird, — selbst im Bürgertum dem Geschlechte noch verhasst, — wohl tun, was sie tun muß, aber in dem, wofür ihr Natur Leidenschaft und Tiefe gab, wird sie anfangs einen Reiz und nachher das Joch ewiger Gewohnheit verspüren. Der Körper dieser Frau ist wirklich wertvoller als ihre Seele: ~~diese Frau~~ hat recht, — und sie aus der Jungfernschaft einen Fetisch zu machen, denn sie wird sie verlieren.

Und sieht man nun junge Mädchen, noch ganz zart, noch überall ein Geheimnis witternd, noch innerlich voll Bereitschaft, sich hinnehmen zu lassen, fühlt man, wie sie ~~nach~~ mitklagen können, wie ihre Augen ~~nach~~ groß werden, wie sie im Alltag ~~nach~~ mehr als ihn ~~nach~~ mehr sehen, ja den ewigen Grund auch solchen Tags spüren, sieht man dies

— und sieht dann zwanzigjährige Gänse schon voll Berechnung und Prüdigkeit — und sieht man schließlich die Weiber, deren Korsettstangen gesteiht sind vom Wissen, was erlaubt und was nicht erlaubt ist, dann fühlt man, wie Frauen sein müssen, deren Muttermilch mehr sein soll als Milch, und weiß, daß das Tiefste, was Frauen geben können, in ihrem Stillsein und Lauschen liegt. Ihr Rausch wird schnell vergessen, wenn dahinter die Leidenschaft nicht in ungeheurer Wortlosigkeit atmet.

Eine Hoffnung wird stärker: daß der in der Gegenwart immer freimütiger werdende Verkehr der Geschlechter miteinander ~~und~~ mehr Ehrlichkeit und Verantwortlichkeit ins Leben der Frau bringt. Wenn aber dieser Zustand erstrebt werden muß, genügt es nicht, die Schmachtlektüre zu verbannen, denn sie deutet bloß auf die tiefer liegende Ursache. Das Leben des Mädchens muß mit Wahrheit umgeben werden, einer innerlich und nicht äußerlich notwendigen Aufgabe gewidmet sein, die in ihrer Natur liegt; sie soll nichts scheinbar sein; dazu muß sie erzogen werden, und dann erst wird sie herausfinden aus der Gefährlosigkeit des Bürgertums, das viele Frauen so gefährlich klein und elend macht.

Kelt 11/1925, Seite 432-434 *Retir*

Invalide und Herr. In einem Restaurant sah ich im August einen rumänischen Herrn sitzen, dessen Gesicht, in jeder Linie tief und bedeutsam geformt, mir außerordentlich zusagte. Als aber ein Bettler an seinen Tisch trat, einer jener Selben, denen der Staat für die im Kriege verlorene Arbeitsfähigkeit den durchschnittlichen Schandlohn von monatlich 100 Lei entrichtet, wurde die wohlgeheilte Bildung des Gesichts verzerrt und aus dem klugen Mund entrang sich ein Schimpfwort, dessen Unflätigkeit jeden Menschen, der es nicht von Kind auf gehört hat, immer wieder überwältigt, obschon es seit 1918 beinahe zur gesprochenen Interpunktion der erregten rumänischen Zwiesprache geworden ist. Um zu wissen, was der Herr war, bedurfte es des weiteren Schauspiels nicht, dessen Abschluß Ohrfeigen hätten sein müssen, welche geeignet gewesen wären, auf dem intelligenten Gesicht die Farbe der Krebse hervorzurufen, die vor ihm lagen. Aber die Krebse weg beschimpfte der Herr den Invaliden und bezeichnete es als Unverschämtheit, einen Rumänen ungarisch anzubetteln. Als der Invalide sich nun in gebrochenem Rumänisch als Kriegssopfer zu erkennen gab und weiterhumpelte, ein Krüppel der Staaten, dem der Staat im Monat durchschnittlich 100 Lei zahlt, genug um zwei Teller Krebse zu entgelten, wußte ich, daß das nationale Bewußtsein ein Geschäft ist, so lange die nationale Wirklichkeit auf Stelzen geht. Denn hier ist es gleichgültig, ob dieser Mann für oder gegen Rumänien gekämpft hat; er ist Rumäne, Invalide des Staates. Sein Sohn kann Bein und Augen für diesen Staat verlieren und wird mit dem Vater an den Tischen vorüberhumpeln müssen, wenn es noch lange solche Intellektuellen gibt, die nationale Forderungen und Würden in die Luft bauen, während sie den, der seine Knochen dafür zu Markte trägt, an ihren Krebsen nicht einmal riechen lassen.

Kelt 11/1925, Seite 434

Heinrich Zülich

Das sächsische Rollstuhlkino ist ein Wanderkino, das von Dorf zu Dorf fährt und ohne geldlichen Gewinn zu erstreben unseren Bauern und ihren Kindern auf der Leinwand ein Stück Welt zeigt. Weit über die Hälfte des für 1925/26 bekanntgegebenen Programms (Tageblatt 2./X.), enthält Filme, die in Amerika spielen, die amerikanische Landschaften, Städte, technische Leistungen, Begebenheiten zeigen. Ich bin überzeugt, die übrigen Filme sind zumindest amerikanischen Ursprungs. Sie werden von einer national-sächsischen Stelle gewählt und — wie der Bericht meldet — über 30.000 Besuchern vorgeführt. Unter ihnen spiegelt einer die Reise nach Brasilien an die Wand und gibt damit gewissermaßen die bündigste Anweisung zur Auswanderung, während die anderen die Wanderungslust unseres Volkes, das viele Tausend Menschen an Amerika abgegeben hat, kitzeln. Den Kitzel besorgt — es muß nochmals festgestellt werden — eine uneigennützig sächsische Stelle.

Operette und Tagespost. Ich habe mir niemals träumen lassen, daß ich heute einen Tagespostaufsatz verteidigen muß. Hätte man mir aber vorausgesagt: die Verteidigung werde sich gegen die Schriftleitung der Zeitung richten, es wäre bis zum Traum nicht weit gewesen. Und nun ist es mir lieb festzustellen, daß ich einem Manne zur Seite springe, der mich bisher durch seine kritische und schriftstellerische Tätigkeit nicht überzeugen konnte, den ich auch heute nicht für einen Theaterregenten halte, der mir aber jetzt bewiesen hat, in welchem Maße über alle schriftstellerischen Halbheiten hinweg seinem Unmut sich Mut paart und selbst seiner Sprache Wert verleiht, weil seine Empörung berechtigt ist.

Es ist ein trauriges Zeichen für unser Publikum, daß es die Schauspiele seltener besucht als neuzeitliche schlechte Operetten. Ob diese Tatsache — wie es geschieht — zur Anwerbung guter Operettenspieler verleiten darf, von deren Gnade sich ein kümmerliches Schauspieltheater ernährt, bleibe dahingestellt. Ja, ich nehme eher an, daß Zuhörer auch ein Schauspiel haben wird, für das ebenso gute und teure Kräfte verpflichtet werden wie für das Tingeitangel, das uns die Kunst erseht. Einerlei! Unser Publikum zwingt die Theateroberleitung zu dieser Entscheidung nicht. Und von Amistellen, die Kultur organisieren oder theologisieren, ist keine andere Führung zu erwarten.

Der Theaterkritiker der Tagespost Dr. Ernst Sekelius hatte Mut (Tagespost vom 7. und 8. November), einmal mit diesem operettengeilen Publikum abzurechnen. Und ich fühle deutlich, daß es auch ein Abrechnen mit seiner kritischen Vergangenheit ist, die ihn zur Belobigung manchen Dreckes verführt hat. Das freut umso mehr!

Und diese Ehrlichkeit fand zum Wort — es ist unglaublich! — in der Tagespost und in Hermannstadt, in Hermannstadt, das der Filmrummel, der Tanzkrieg und die Passionsprofanation begeistert haben.

In diesem Hermannstadt ein mutiges Wort, das nicht nur gedacht, geflüstert, gestammelt, nein, ausgesprochen wird — es trug seinen Lohn, denn am nächsten Tage mußte Dr. E. S. wie er (Tagespost 8. November) richtig sagt, weil er „die heiligen Güter der Nation angegriffen“, vom Schauplatz abtreten. Zu gleicher Zeit beiläufig die Schriftleitung der Tagespost öffentlich festzustellen, daß sie mit dem Kritiker

überstimmt. Ich glaube es ungelesen. Und sie sagt: "Wenn uns zwischendurch auch einmal einen falschen Edelstein schenktlich die Operette "Orlow"), er leuchtet doch wenigstens für die Stunden und schafft die Grundlage für das hoffentlich glanzvolle Aufleuchten der Perlen..." (vermutlich der "Bajadere").

Phrasen vertuschen das Wort! Und der es aussprach, muß den platz verlassen, mag er auch jahrelang seinem Brotgeber zu Geferedet haben.

Ref 12/195, Seite 44-472

Das sächsische Volkskino ist ein Wanderkino, das von Dorf zu Dorf fährt und ohne geldlichen Gewinn zu erstreben unseren Bauern und ihren Kindern auf der Leinwand ein Stück Welt zeigt. Weit über die Hälfte des für 1925/26 bekanntgegebenen Programms (Tageblatt 2./X.), enthält Filme, die in Amerika spielen, die amerikanischen Landschaften, Städte, technische Leistungen, Begebenheiten zeigen. Ich bin überzeugt, die übrigen Filme sind zumindest amerikanischen Ursprungs. Sie werden von einer national-sächsischen Stelle gewählt und — wie der Bericht meldet — über 30.000 Besuchern vorgeführt. Unter ihnen spiegelt einer die Reise nach Brasilien an die Wand und gibt damit gewissermaßen die blühdigste Anweisung zur Auswanderung, während die anderen die Wanderungslust unseres Volkes, das viele Tausend Menschen an Amerika abgegeben hat, kitzeln. Den Kitzel besorgt — es muß nochmals festgestellt werden — eine uneigennützig sächsische Stelle.

Operette und Tagespost. Ich habe mir niemals träumen lassen, daß ich heute einen Tagespostaufsatz verteidigen muß. Hätte man mir aber vorausgesagt: die Verteidigung werde sich gegen die Schriftleitung der Zeitung richten, es wäre bis zum Traum nicht weit gewesen. Und nun ist es mir lieb festzustellen, daß ich einem Manne zur Seite springe, der mich bisher durch seine kritische und schriftstellerische Tätigkeit nicht überzeugen konnte, den ich auch heute nicht für einen Theaterrezensenten halte, der mir aber jetzt bewiesen hat, in welchem Maße über alle schriftstellerischen Halbheiten hinweg seinem Unmut sich Mut paart und selbst seiner Sprache Wert verleiht, weil seine Empörung berechtigt ist.

Es ist ein trauriges Zeichen für unser Publikum, daß es die Schauspiele seltener besucht als neuzeitliche schlechte Operetten. Ob diese Tatsache — wie es geschieht — zur Anwerbung guter Operettenspieler verleiten darf, von deren Gnade sich ein kümmerliches Schauspieltheater ernährt, bleibe dahingestellt. Ja, ich nehme eher an, daß Zuhörer auch ein Schauspiel haben wird, für das ebenso gute und teure Kräfte verpflichtet werden wie für das Tingeltangel, das uns die Kunst ersetzt. Einerlei! Unser Publikum zwingt die Theateroberleitung zu dieser Entscheidung nicht. Und von Anstellungen, die Kultur organisieren oder theologisieren, ist keine andere Führung zu erwarten.

Der Theaterkritiker der Tagespost Dr. Ernst Sehelius hatte Mut (Tagespost vom 7. und 8. November), einmal mit diesem operettengeilen Publikum abzurechnen. Und ich fühle deutlich, daß es auch ein Abrechnen mit seiner kritischen Vergangenheit ist, die ihn zur Belobigung manchen Drecks verführt hat. Das freut umso mehr!

Und diese Ehrlichkeit fand zum Wort — es ist unglaublich! — in der Tagespost und in Hermannstadt, in Hermannstadt, das der Filmrummel, der Tanzkrieg und die Passionsprofanation begeistert haben.

In diesem Hermannstadt ein mutiges Wort, das nicht nur gedacht, geflüstert, gestammelt, nein, ausgesprochen wird — es trug seinen Lohn, denn am nächsten Tage mußte Dr. E. S. wie er (Tagespost 8. November) richtig sagt, weil er „die heiligen Glitter der Nation angegriffen“, vom Schauplatz abtreten. Zu gleicher Zeit beeilt sich die Schriftleitung der Tagespost öffentlich festzustellen, daß sie mit dem Kritiker

überstimmt. Ich glaube es ungelesen. Und sie sagt: "Wenn man

uns zwischendurch auch einmal einen falschen Edelstein schenkt (Nämlich die Operette "Orlow"), er leuchtet doch wenigstens für die paar Stunden und schafft die Grundlage für das hoffentlich glanzvollere Aufleuchten der Perlen..." (vermutlich der "Bajadere").

Phrasen vertuschen das Wort! Und der es aussprach, muß den Schauplatz verlassen, mag er auch jahrelang seinem Brotgeber zu Gefallen geredet haben.

Kep 12/1925, Seite 421-422

Die Tagespost erscheint nicht mehr. Eine Woche nach der Affäre Dr.E.Jekelius ist - schon lange erwartet und gewünscht - die Tagespost vom Siebenbürgisch=Deutschen Tageblatt verschluckt worden, was von der sächsischen Presse als Vereinigung der zwei führenden Blätter zunutzen des Volkes bezeichnet wird. Also ist folgendes wahr: Die Tagespost hat Pleite gemacht.

Um die Chronik zu vervollständigen - von den hier besprochenen siebenbürgischen Zeitungen und Zeitschriften sind ebenfalls eingegangen: Wovon man spricht, Cultura, Genius, Periskop.

Kopf 12/1925, Seite 472
~~Heinrich Zilllich~~

